

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 18.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kaufsky.

17. Fortsetzung.

In Obergau angekommen, wurde Graf Falkenau von der ganzen Familie auf das freudigste begrüßt.

Nachdem er sich von dem Wohlbefinden aller überzeugt und mit den Seinigen eine Viertelstunde lang Fragen und Antworten in rascher Folge getauscht, begab er sich auf sein Zimmer, um sich umzulegen.

Seine Gattin, eine besorgte Hausfrau, folgte ihm dahin, um nachzusehen, ob in dem fremden Hause auch alles seinen Wohnheiten entspreche.

Der Graf hatte seine Kravatte abgelegt, die Weste aufgeschöpft und streckte sich im Lehnstuhl behaglich aus, er versicherte, er sei ganz durchrüttelt und habe Hunger.

Gräfin Marie setzte sich neben ihn, gerade und steif wie immer.

„Du hast doch hoffentlich unterwegs etwas zu dir genommen?“

„Nur einen Bissen; es schmeckte mir nicht, ich hatte vorher zu viel geraucht, aber wenn man mit Reinthal zusammen ist, raucht man immer. Apropo“, fügte er mit einer gewissen Lebhaftigkeit hinzu, „Reinthal hat mich mit einigen schwärmerischen Huldigungen für dich beauftragt. Er will morgen herüberkommen, um dir seinen Schützling vorzustellen, Doktor Lefebre.“

„Es ist sein Sohn,“ sagte sie kalt.

„Bist du dessen sicher?“

„Ich bin es.“

„Dann bitte ich dich, ihm eine liebenswürdige Aufnahme zu bereiten, mir wäre daran gelegen, den jungen Mann an uns zu fesseln.“

Sie schloß die Lippen fest aufeinander. Ihre Haltung erschien in diesem Augenblick noch eckiger und schroffer als gewöhnlich, und wenn ihre Ablehnung auch stumm war, so war sie nur allzudeutlich.

Seine Stirne fürchte sich. In einer Bewegung der Ungeduld schlug er die Beine übereinander.

„Es wird dir nicht allzuschwer fallen, Herr Lefebre ist liebenswürdig.“

„Dann bringe ihn mir ohne seinen Vater.“

Er schüttelte den Kopf unter einem Lachen, in dem sich viel Ärger aussprach. „Nun, wahrhaftig, du bist in deinen Anti-

patien von einer extremen Zähigkeit! Aber so sind die Frauen, und in dem Punkt halten sie einmal alle zusammen: weil der Baron eben kein Muster von einem Ehemann geworden ist, so hat er deine Gunst für immer verscherzt; nun, du wirst ihn jetzt in seinem neuen Verhältnis als Vater kennen lernen, und vielleicht wird er dir darin besser gefallen.“

Die schmale Brust der Gräfin durchschütterte es wie im Krampf, es war ein stummes und verächtliches Lachen.

„Ich kenne ihn auch als Vater, kenne ihn zur Genüge, aber ich wüßte nicht zu sagen, ob er als Vater oder als Ehemann sich besser benommen.“

„Willst du damit sagen, daß er seinen Sohn nicht liebt?“

„Ich will damit sagen, daß dieser Mensch niemals etwas geliebt hat, noch jemals etwas anderes lieben wird als sich selbst.“ Die großen sonst so ruhigen grauen Augen der Gräfin hatten einen Ausblick des Hasses. Mißbilligend schüttelte er den Kopf.

„Du übertreibst,“ als er aber nun der Beobachtungen gedachte, die er während der Fahrt gemacht, fügte er nachdenklicher hinzu: „Allzusehr scheint das Band allerdings nicht zu sein, das die beiden verknüpft, und wenn politische Gegnerschaft hinzukäme — Reinthal würde ihn fallen lassen; aber der Sohn wird dies Aeußerste hintanhaltend, er wird den Vater nicht missen wollen“ — wie fragend wandte er sich seiner Frau zu.

„Wenn der Sohn wüßte, was ich weiß, er würde sich für immer von ihm abwenden, denn er müßte ihn hassen.“

Der Graf beugte sich in erregtem Interesse ihr entgegen. „Sprich dich doch einmal darüber aus, Marie; was sind das für Geheimnisse, die deine Freundin Klona dir anvertraut hat? Ich hatte bisher niemals darnach gefragt, mein Gott, was Frauen einander zu klagen und anzuvertrauen haben, man kennt das, aber nun wäre ich fast geneigt, diesen Dingen einige Bedeutung beizulegen.“

Marie erhob sich, all ihre Ruhe und Gemessenheit schien ihr wieder zurückgekehrt.

„Ich kann dir nichts weiter darüber sagen. Dieser Mann, der das Weib nicht achtet, er hat das seltene Glück gehabt, daß er bisher nur mit Frauen zu tun hatte, die edel und selbst-

vergessen, ihn geschont haben, die seine Fehler verbargen, die selbst seine Nichtswürdigkeit mit ihrer Liebe zu decken suchten. Und wenn mir die arme Mona in ihrem Schmerz ein Geheimnis verraten hatte, so geschah dies, weil sie wußte, daß sie sich auf mich verlassen konnte und ich meinen Schwur halten würde, dies Geheimnis bis ans Grab zu bewahren. Ich habe meiner Antipatie bisher keine Worte geliehen, und ich hätte es auch heute nicht getan, aber in letzter Zeit ist dein Verkehr mit diesem Manne ein häufigerer geworden, und er selbst scheint sich mit einer gewissen Absicht an unsere Familie heranzudrängen. Ich erkläre dir aber, Robert, daß ich jede wie immer geartete Verbindung mit ihm verabscheue, und daß ich ihn nicht mehr zu empfangen gedenke."

In ruhiger Würde und ungebeugter Haltung schritt sie an ihm vorüber und zur Türe hinaus.

Ihr Mann sah ihr nach in ungemessenem Erstaunen. So viel auf einmal, dünkte ihm, hätte sie noch nie gesprochen, aber zugleich erfaßte ihn eine Art Bewunderung. Ihre Sittenstrenge, die Lebhaftigkeit ihres Rechtsgefühls kamen ihm fast erhaben vor. „Solche Art wird selten," sagte er sich, dann aber hatte er doch einen tiefen Seufzer; der stattliche Graf bedauerte vielleicht, daß diese Tugenden so gar dürr erschienen und nicht mit etwas sinnlichem Reiz geschmückt waren. — — —

In der Villa herrschte seit der Ankunft des Barons eine sehr aufgeregte Geschäftigkeit. Jetzt wußte man doch wieder, daß dies das Haus eines Kavaliere sei, und daß die Herrschaft anwesend.

So lange der Doktor allein hier wohnte, hatte sich die Dienerschaft durch seine Bedürfnislosigkeit geradezu verletzt gefühlt, und seine häufige Abwesenheit, sowie sein unvermuthetes Wiedererscheinen irritirte sie ebenfalls.

Jetzt wurde es sofort allen behaglicher.

Die Diener, die in der Stadt zurückgeblieben, waren ebenfalls mit herausgekommen, und alles wurde nun wieder standesgemäß organisirt.

Es war acht Uhr Abends, und im Salon und Rauchzimmer wurden die Lichter angezündet. Der Kammerdiener des Barons, der geschmeidige Felix, und der kaum minder schlaue Julian, der für den jungen Herrn aufgenommen worden war, standen plaudernd in dem Entrée, durch dessen geöffnetes Fenster noch Tageshelle hereindrang.

Julian arrangirte Blumen in einer Vase und Felix musterte alles mit einem überlegenen Lächeln, eine Hand unter den Ellbogen gelegt, mit der andern sich das glatt rasirte Kinn streichelnd.

„Es wird gleich wieder läuten, Sie werden sehen," sagte er, „er ist sehr aufgeregt, kein Wunder, die Sache ist doch höchst alarmirend."

„Ich hatte schon immer das Gefühl, daß der Doktor Dummheiten mache," versetzte Julian mit wichtiger Miene, „aber daß er sich so gemein machen würde, hätte ich ihm doch nicht zugeτραut."

„Jetzt wird's wohl mit der Adoption aus sein, meiner Ansicht nach ist sie ganz unmöglich geworden, denn wie —"

„Pst," unterbrach Julian, „hat er nicht geläutet?"

Beide horchten.

„Nein."

„Mich wundert's, gelesen hat er's doch gewiß schon."

„Natürlich, übrigens hat er schon etwas wissen müssen, wie er von der Gräfin zurückgekommen ist; ich kenne meinen Herrn, er hatte seine Miene, und die Zeitungen hat er in einem Ton begehrt, in einem Ton! — na, ich hab sie ihm gleich mit der Seite hingelegt, wo die Volksversammlung annoncirt war und die Einberufung und Redner; wie er das Blatt anschaute, mußte ihm der Name Lesebre in die Augen fallen."

„Er muß wütend sein," sagte Julian.

„Hören Sie, es ist aber auch keine Kleinigkeit, eine solche Aufführung! mit Arbeitern verkehren — in Volksversammlungen öffentliche Reden halten — und was das für Folgen haben kann; und das muß ihm mit seinem Sohn passiren, ihm, der soviel auf Anstand und Noblesse hält!"

„Ja, nobel ist er, das muß man ihm nachsagen."

„Und er hätte auch das Notwendige, um seinen Namen mit Glanz aufrecht zu erhalten."

„Er muß höllisch reich sein?"

Felix hatte die hochmütigste Miene von der Welt: „mehr-facher Millionär!"

„Hm, hm!" machte Julian voll Bewunderung und dann mit schlauer Miene und etwas Heimlichkeit den Zeigefinger erhebend: „aber bei ihr wird ihm das doch nichts nützen."

„Was meinen Sie?"

Jetzt hatte Julian das insolente Lächeln, jetzt war die Reihe an ihm, sich als Eingeweihter zu geben.

„Sie wissen," sagte er nachlässig, „nachdem er ein Bad genommen und sich umgezogen, ist er gleich hinüber zur Gräfin Helene."

„Die Gräfin war ausgeritten."

„Hab ich ihm gesagt, er ist aber doch hinüber gegangen."

Felix zwinkerte indiscret mit den Augen. „Erst recht, die Helene tangirt uns nicht mehr, wir wollen jetzt die blonde Komtesse, die Elsa."

Julian zuckte die Achseln. „Da kann ich ihn nur bedauern."

„Wie so?"

„Nachdem, was mir Josefa berichtet — Sie verstehen mein Lieber, wir stehen auf gutem Fuß miteinander — also, er ließ sich bei der Komtesse melden, worauf sie zurückfragen ließ, daß sie allein sei, und er möge daher entschuldigen, wenn sie ihn nicht empfangt. Unser Baron nahm hierauf eine Karte und schrieb einige Zeilen darauf, es war englisch, Josefa kann leider noch immer zu wenig englisch, sie konnte das Geschriebene nicht entziffern, sie übergab die Karte. Die Komtesse soll eine Weile überlegend gestanden haben, dann setzte sie sich an den Schreibtisch und ließ indes den armen Baron im Salon auf ihre Antwort warten.

Er soll fürchterlich blaß geworden sein, als ihm Josefa das Briefchen überbrachte und er, der sonst nie auf seine Schuldigkeit vergaß, ist diesmal ohne Dank davongeeilt."

„Mein armer Baron!" sagte Felix mit einem bedauernden Lächeln, dem eine kleine Schadenfreude beigemischt war. „Ja, das mag ihn freilich wurmen, wir sind auch dergleichen nicht gewohnt, haben immer Succes gehabt, enormen Succes."

Julian neigte sich vertraulich an das Ohr seines Kameraden. „Wenn Sie's nicht verraten wollen, Josefa hat mir's nämlich unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit anvertraut —"

„Das versteht sich unter uns."

„Sie meint, die Elsa und unser Doktor, die hätten was miteinander."

„Ah!" rief Felix ganz indignirt.

„Die Josefa hat nämlich schon zweimal Briefe auf die Post getragen, und darauf stand: Arnold Lesebre."

„Wenn er's erfährt, das schlägt dem Faß den Boden aus."

„Von uns aus bleibt es Geheimnis."

„Natürlich, natürlich," beteuerte Felix.

In dem Augenblick läutete es stark und Felix begab sich in die Gemächer.

Er kam sofort wieder zurück.

„Was wollte er denn?" fragte Julian.

„Ach nichts, er hat nur gefragt, ob der Doktor noch nicht zurückgekommen sei."

„Aha, er kann es nicht erwarten, na, das setzt noch was zwischen den zweien, Sie werden sehen."

Wieder läutete es.

„Er ist recht angenehm heute," murmelte Felix verdrießlich, „das haben wir alles dem jungen Herrn zu verdanken." Er ging hinein und kam wieder zurück.

„Jetzt sollen Sie auch hinein kommen, Julian."

„Was will er denn?"

„Er will jetzt wieder wissen, wer der Mensch war, mit dem der Doktor heute fortgegangen ist."

„Ich hab's ihm ja schon gesagt, ein Arbeiter war's, ein ganz ordinärer Keel, hat Zuchtenstiefel angehabt, und hat auch

darnach gerochen, daß es mir fast den Magen umgedreht hat; und ganz keck ist er herein gekommen und hat sich auch noch anmelden lassen."

"Wie hat er denn geheißt?"

"Ich hab mir nur seinen Vornamen gemerkt: Georg, weil ich einmal mit einem Georg in die Schule gegangen bin."

"Es ist wirklich eine Blamage für das ganze Haus," verzetzte Felix indignirt, während er mit Julian, leicht und leise auftretend, den Speisesaal durchschritt. "Na, ich hätte sollen da sein, ich hätte dem Burschen den Standpunkt klar gemacht."

Julian nahm einen weinerlichen Ton an: "Sie haben leicht reden, Sie sind immer um den Baron, aber ich war ja gewissermaßen dem jungen Herrn attachirt, und der hatte mir anbefohlen, jedermann vorzulassen, wer es auch sei, und hat mir noch besonders aufgetragen, höflich mit diesen Leuten zu sein. Ja, ja, unser einer hat mitunter einen schweren Dienst und man muß sich viel gefallen lassen, aber das hat mir noch kein Cavalier zugemutet und ich hab's schon bei vielen probirt."

"Pst!" machte Felix, auf die anstoßende Thür zeigend, "er ist im Rauchzimmer."

Sie verschwanden in der Thür desselben.

Gleich darauf kam Arnold in die Villa, und es ward ihm sofort hinterbracht, daß der Baron angekommen sei und ihn zu sprechen wünsche.

Er wechselte den Rock und trat bei ihm ein.

19. Kapitel.

Das elegante Rauchzimmer mit Holztafelung und Holzplafond in herrlicher Arbeit sah in dem Lichte der zwölf Kerzen, die auf dem schweren Bronceleuchte flackerten, äußerst vornehm und düster aus. Sämmtliche Türen, die einflügelig mit dem Gefäß der Wand zusammengingen, waren geschlossen und nur die großen eisernen Türbeschläge von kunstvoller Arbeit und die ebenso schönen Klappen verrieten die Ausgänge.

Ueber dem reichen Kamin befand sich, nach pariser Art, eine Maueröffnung, und darin war eine Spiegelscheibe gesetzt, die nach dem Salon zeigte, der unter dem blendenden Lichte eines Gaslustres in Helle gebadet schien. Ein Strahl dieses Lichtes brach durch die Scheibe und traf den erhöhten Erker des Rauchzimmers, zu dem einige Stufen, mit einem zierlichen Holzgeländer versehen, hinanföhrt.

Ein mächtiges Fenster bildete den Fond des Erkers, es stand in diesem Augenblick geöffnet und ließ die milde Abendluft hereinströmen und alle Wohlgerüche des Gartens.

Zwei schwellende Divans nahmen die Breitseiten des Erkers ein, und Vater und Sohn hatten darauf einander gegenüber Platz genommen. Ein Rauchtisch stand zwischen ihnen.

Reinthal hatte eine Zigarre angezündet, aber er war zu erregt, um sie zu rauchen, und hatte sie wieder weggelegt.

Er lehnte sich in den mit einem persischen Teppich überbedeckten Divan zurück und im Vollbewußtsein all seiner Ueberlegenheit bemühte er sich, äußerlich wenigstens, ruhig zu erscheinen.

"Du hast mir eine sonderbare Ueberraschung bereitet, wahrlich, ich hatte das nicht vorausgesehen. Ich habe deiner Bildung und ich habe auch deinem Feingefühl vertraut, und weiß nun nicht, ob ich deine Unbedachtsamkeit bedauern soll oder deine Rücksichtslosigkeit. Du hast mich in allem verletzt und du wußtest, daß du mich damit verletzen würdest."

"Ich verstehe dich nicht ganz," sagte Arnold ruhig und fest, aber es lag jene Sanftmut in dem Ton, die beschwichtigen will.

"Ich habe dir aus meinen Gesinnungen nie ein Gehehl gemacht, und wenn wir uns mündlich über unsere sozialpolitischen Gesinnungen auch nicht vollständig ausgesprochen haben, weil du darin mir auszuweichen scheinst, so warst du doch über meine Bestrebungen vollständig unterrichtet. Ja, du hast, was ich darüber geschrieben, mir nachgesprochen."

"Weil ich zu mancher dieser Anschauungen mich ebenfalls betenne," entgegnete Reinthal stolz. "Ich erlaube niemanden an meiner durchaus aufgeklärten fortschrittlichen Gesinnung auch

nur zu zweifeln; ich bin hierin weiter gegangen als die meisten, und habe mich kühn allen Neuerungen vorangestellt."

"Und warum willst du mir aus dem gleichen Vorgehen einen Vorwurf machen?"

"Weil du weiter gegangen bist als ich," rief der Baron, und sein kühler vornehmer Ton schlug plötzlich in einen zornig erregten um, "zu weit, bis zum Absurden! Du verkehrst direkt mit Arbeitern, du hast dich sogar nicht entblödet, sie in meinem Hause zu empfangen. Du kennst die jezige Stimmung in den maßgebenden Kreisen, willst du nun auch mich der Agitation unter diesen Leuten verdächtig machen? Was gab dir ein Recht, mich in dieser Weise zu kompromittiren?"

Arnold zuckte unter diesem vehementen Angriff nicht mit den Wimpern; sein Antlitz blieb ernst und ruhig.

"Ich dachte nicht dich zu kompromittiren, indem ich Recht und Aufklärung, mit denen du dich identifiziren willst, in weiteren Kreisen zu verbreiten suchte."

Der Baron hatte ein höhnisches Lachen.

"In weiteren Kreisen — sage lieber in den weitesten Kreisen, in jenen dunklen Kreisen selbst, in denen sie kein Licht verbreiten, sondern nur Verwirrung. Weshalb geschah dies und zu welchem Zweck? Ich frag dich, du sollst mir Antwort geben."

In dem jungen Herzen des Sohnes mochte es heißer aufwallen, aber seine Augen behielten den bittenden Ausdruck.

"Vater, nehmen wir die Sache nicht allzuschroff, du bist gereizt und ich bin nicht ganz ruhig, aber höre mich an."

Reinthal hatte in nervöser Erregtheit sich erhoben, er war die teppichbelegten Stufen, die aus dem Erker führten, hinabgeschritten und näherte sich dem Tisch, der in der Mitte des Zimmers sich befand, und um den vier Hauteuils in breiter Rückenlehne aufgestellt waren. Arnold war ihm gefolgt. Beide setzten sich hier einander gegenüber. Das rötliche Kerzenlicht erhellte ihre Gesichter; hier konnten sie sich in die Augen sehen, jeder in den Mienen des andern lesen, sie fühlten das Bedürfnis hierzu.

Arnold begann in einem gedämpften Ton:

"Es war mein Jugendtraum gewesen, Vater, dich für Ideen zu gewinnen, die mich selbst im Innersten bewegten, weil sie der großen Entdeckung einer neuen Wahrheit entsprungen waren." Sein Mund verzog sich zu einem schwachen Lächeln. "Ich bin seither davon zurückgekommen; ich weiß nun, daß unsere Anschauungen von ihren ursprünglichen Berührungspunkten sich immer weiter entfernen und entfernen müssen: der Liberalismus, für dich der Höhepunkt der menschlichen Entwicklung, ist für mich der Ausgangspunkt einer neuen —"

Reinthal hatte eine Geberde der Ungeduld, Arnold legte, gleichsam beschwichtigend, die Hand auf seinen Arm. "Aber dies kann unsere Herzensneigung nicht alteriren und trotz der Verschiedenheit unserer politischen Ansichten gibt es so vieles, das uns verbindet. Lebt in uns beiden nicht das gleiche Streben nach Wahrheit und wissenschaftlicher Erkenntnis? Darauf habe ich bei dir gebaut und ich baue noch heute darauf." Sein Ton gewann noch an Wärme und Herzlichkeit. "Vater, ich kann nicht glauben, daß du dem Sohne, der ein Mann der Wissenschaft ist, hemmend in den Weg treten willst, und wenn er auch zum rücksichtslosen Forscher würde, und wenn er auch die Kühnheit hätte, weiter zu gehen als du selbst."

"Und wenn er auch zerstören wollte, was ich aufgebaut?! O, du bist kühn auch in deinen Voraussetzungen, sehr kühn. Du pochst auf meine väterliche Liebe und auch auf deine Unverletzlichkeit als Gelehrter, nachdem du alles getan, beides zu untergraben."

"Wie meinst du das?"

"Ich habe dich bisher gefördert in jeder Weise, dein Wissen verdankst du mir. War es nun so ganz unberechtigt zu wünschen, du solltest es dereinst unter meiner Leitung, dir selbst zur Ehre und zum Gewinn verwerten? Wie hast du aber diesen Erwartungen gegenüber dich verhalten? Du hast ein Buch veröffentlicht, anonym; in welchem du die Lage des arbeitenden Volkes untersuchst und nationalökonomisch feststellst; gut, ich hatte

nichts dagegen, du hattest dich damit in die Reihen der gelehrten Forscher und Staatsmänner gestellt. Das Buch hatte sofort in diesen Kreisen Aufsehen erregt und die Neugier nach dem Verfasser erweckt. Aber wenn man auch deinen Namen erfahrene, und selbst wenn man ihn mit dem meinigen zusammen genannt hätte, ich hätte dich nicht verleugnet und es hätte nicht dir, nicht mir geschadet. Uns Gebildeten liegt ja die Pflicht ob, das Wohl des Volkes in Betracht zu ziehen und darüber nachzudenken. Du aber hast dich nicht damit begnügt. Du hast Broschüren unter das Volk geworfen, unter das ungebildete und unwissende Volk, und du hast damit den Keimen der Unzufriedenheit, die in ihm gähren, neue Nahrung zugeführt. Das konnte nicht geduldet werden: die Broschüre ist verboten worden. Und nun ist ihr Verfasser kein Gelehrter mehr, er ist ein Agitator — man sucht ihn, man will ihn zur Verantwortung ziehen — und du, du tust das Letzte, das Kompromittierendste, du denunzierst dich gleichsam selbst, indem du als Redner auftrittst in einer Volksversammlung. Willst du es leugnen?"

Arnold hatte den Kopf erhoben, sein Blick hatte das Feuer eines stolzen Bewußtseins. „Keineswegs, mein Vater.“

„Und du willst in öffentlicher Versammlung zu diesen Leuten reden?"

„Ich werde damit einer sittlichen Pflicht Genüge leisten.“

„Und tags darauf wirst du über deine Beziehungen zu den Arbeitern in allen Journalen Berichte finden und Kommentationen.“

„Ich werde mich der Tatsache nicht zu schämen haben, daß ich in Schrift und Wort die Gedanken und positiven Erfahrungen unserer modernen Wissenschaft denjenigen übermittle, die ihrer bedürfen und am heftigsten darnach verlangen, diejenigen, die erst noch heranzuziehen sind für ihre Aufgabe im Staat und in der Gesellschaft, und die der Höhe dieser Aufgabe sich noch nicht voll bewußt sind.“

„Das heißt mit andern Worten, sie für die politische Aktion zu dressieren,“ rief Reinthal mit leidenschaftlicher Schärfe, „aber wisse, die Mitberatung und Entscheidung über ihr Schicksal kann den unteren Ständen nicht eingeräumt werden, sie sind noch lange nicht reif dazu.“

Auch Arnold fuhr in einem unwillkürlichen Ruck in die Höhe. „Nicht reif! Wahrlich, es dürfte nicht verwundern, wenn das Volk diese Reife nie erlangte, da alles, was sein geistiges Anrecht ausmacht, ihm verkhimmert wird. Aber du solltest diese bequeme Phrase nicht im Munde führen, die althergebrachte. Du weißt es wohl, daß, wie in der ganzen Natur, es auch im Völkerverleben ein ewiges Gesetz der fortschreitenden Entwicklung gibt, und dieser Werdeprozeß der Menschheit läßt sich nicht eindämmen und nicht zurückhalten; die geistige Bewegung durchdringt gegenwärtig alle Schichten, und an ein Ausschließen und Geheimhalten philosophischer und ökonomischer Wahrheiten ist in unseren Tagen nicht mehr zu denken, damit ist es vorüber. Die Emanzipation der unteren Stände schreitet unaufhaltsam vorwärts und sie manifestiert sich in dem heißen Bildungsdrange derselben und in der Erkenntnis, wie wenig bisher dafür geschehen ist. Die Arbeiter wissen ganz gut was ihnen fehlt; mit tiefer Beschämung erkennen sie ihren tiefen Stand an Wissen und Bildung. Sie wollen daher lernen, aber sie sehen ein, daß sie sich die Möglichkeit dafür selbst verschaffen müssen. Und wenn sie nun zuerst und vor allem eine Verkürzung ihrer Arbeitszeit verlangen, so ist es nicht um weniger zu arbeiten, sondern um Zeit zu erübrigen, ihren geistigen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Sich durchzuringen zur Vernunft und Klarheit, zum politischen Verständnis ihrer Lage ist ihr höchster Wunsch, sie stellen ihn über den augenblicklichen materiellen Vorteil, denn der Arbeiter ist noch Idealist, glaube es mir, und er kämpft hier nicht einen Kampf um leibliche Interessen allein, in ihm ruht noch in voller Kraft und Reinheit das lang zurückgedrängte etische Bedürfnis nach Bervollkommnung.“

Reinthal stieß ein kurzes zorniges Lachen aus.

„Der Idealist bist du, und es ist dein Idealismus, der den ihrigen voraussetzt. Aber wenn auch du noch in Idealen und

Utopien befangen bist, ich bin es nicht mehr.“ Er richtete sich hoch empor und sein geistvolles Auge traf fest auf den Jünger; „als Mann von Erfahrung, als Mann, der die Verantwortung für seine Handlungen zu übernehmen gewohnt ist, urteile ich anders. Wir haben zunächst und vor allem das Bestehende an Intelligenz zu wahren, die schwererrungene Kultur, die Rechte der Gebildeten, und darum sage ich dir, niemals werden wir Maßnahmen begünstigen, die ein Volksregiment hervorrufen würden, niemals werden wir uns mit dem Pöbel verbünden, um unsere höchsten Errungenschaften diesem Pöbel zu überantworten.“

In drohender leidenschaftlicher Feindseligkeit standen sich Vater und Sohn gegenüber und all die Gegensätze ihres Charakters und ihrer verschiedenartigen Entwicklung traten in der Erbitterung noch verschärft hervor.

„Ihr überantwortet euch dem Pöbel,“ rief Arnold von seinem Blute fortgerissen, „ihr tut es, indem ihr die gerechten Forderungen des Volkes als lästig und unbequem zurückweist. Nicht diese, die nach Wissen schreien, die ein erhöhtes Leben begehren, ein menschenwürdiges Dasein, nicht diese sind der Pöbel, aber jene dumme gedankenlose Masse aller Stände, der niederen und höheren, die nur dem Alten und Gewohnten sich fügt, die nur die Wirkungen gewahrt wird, in ihrer Gedankenlosigkeit aber niemals die Ursachen durchdringt, diese sind der Pöbel, und er wird gegen euren Willen, aber unter eurer Flagge die Anarchie herbeiführen, einen unübersehbaren Rückschritt.“

„Genug!“ rief Reinthal mit der Stimme des Gebieters, „und mehr als genug, ich verlange nicht deine hinverbrannten Theorien zu hören, ich kenne sie bis zum Ekel.“

„Wie du willst — ich will dir dann gute Nacht sagen. Ich bedauere, daß ich mich habe fortreißen lassen — aber es mußte einmal alles klar werden zwischen uns.“

„Ganz recht, drum bleib! Wir müssen miteinander völlig ins Reine kommen.“

Arnold, der sich zum Gehen gewendet, blieb stehen; er suchte sich zu fassen, er wollte seine Ruhe zurücklangen, seine Besonnenheit.

Reinthal schritt vor dem Kamin auf und nieder; auch er schien etwas niederkämpfen zu wollen, das wild in ihm aufstürmte gegen den rebellischen Sohn. Jetzt blieb er dicht vor ihm stehen und sagte in erkünstelter Ruhe:

„Unsere Ansichten trennen uns. Glaube nicht, daß ich mich jemals zu den deinen bekehren lasse, aber ich rechne ein wenig darauf, daß du die deinigen ändern wirst — nicht sofort“ — fügte er rascher hinzu, als er die widerspruchsvolle Geberde Arnolds gewahrte — „ich weiß es, aber späterhin sicher.“

Wider ging er auf und nieder, dann sagte er in all seiner gebieterischen Bornehmheit und ohne seine Promenade zu unterbrechen: „Einstweilen wirst du die Güte haben, deine Gesinnungen für dich zu behalten und ein öffentliches Auftreten in Volksversammlungen zc. zu vermeiden. Ich verlange, daß du deine agitatorische Tätigkeit aufgibst und alles, was damit zusammenhängt. Du wirst begreifen, daß ich dergleichen, so lange du in meinem Hause bist, nicht dulden kann und nicht dulden mag.“ Er blieb stehen und wandte den Kopf ihm zu, er erwartete eine Antwort, als er aber in das bleiche entschlossene Gesicht seines Sohnes sah, fügte er lauter und schärfer noch hinzu: „Du bist ökonomisch abhängig von mir, ich halte deine Existenz in der Hand, dein ganzes Lebensglück, du hast dich also nicht zu besinnen.“

„Was ich zu tun habe, steht klar vor mir, und ich besinne mich keinen Augenblick, lebe wohl.“

Arnold tat einen Schritt gegen die Tür, dann blieb er stehen und in halber Wendung streckte er dem Vater rasch die Hand entgegen. „Daß uns ohne Groll scheiden, ich bitte dich.“

Reinthal brach in ein frivoles Lachen aus.

„Wie abgeschmact du bist, wie geistlos! Höre, Arnold, du müßtest doch ernstlich in Verlegenheit kommen, wenn man dich fragen würde, wie du deine Haltung mir gegenüber rechtfertigen wolltest. Was denkst du dabei? Willst du großartig sein, mit antiker Tugend dich brüsten? Ich versichere dich, sie wirkt nur leise in unserer Zeit. Ein Philosoph in der Tonne, der aus der hohlen Hand trinkt, würde polizeilich beanstandet werden.“



Bilder aus dem Schwarzwald: Bergstraße.

Also gib dich keinen albernen Illusionen hin und sei ein wenig vernünftig.“ Er näherte sich ihm, und sein Sarkasmus verwandelte sich in Bonhomie. „Von was willst du denn leben? Sieh nur einmal deine Hände an, wie fein sind sie, wie zart, die sind nicht gewohnt zu arbeiten. Willst du mir darauf antworten, daß du hinlängliche geistige Anlagen und Kenntnisse besitzt, um alles Nötige dir zu erwerben? Zugegeben. Aber da du sie nicht in unserem Dienste zu verwerten gedenkst, so wirst du sie jenen Armen und Unterdrückten zur Verfügung stellen, und du wirst also diesen Aermsten für das problematische Glück deiner Teilnahme das lerge Brod vom Munde wegstehlen.“ Sein Ton wurde ernster noch und eindringlicher. „Meiner Treu, sie werden es dich verdienen lassen! Du wirst in harter Frohnde arbeiten und ihnen immer noch nicht genug tun, und sie werden dich verantwortlich machen für alle Mißerfolge, und sie werden dich verdächtigen und dich verleumben, denn du gehörst nicht zu ihnen, du bist keiner der ihrigen und so wirst du ihnen immer als ein Eindringling erscheinen, als ein Mensch, der auf ihre Kosten lebt, den sie mit ihrem Schweiß mästen. Ja, mein Lieber, die Menschen sind nun einmal viel geneigter, das Gemeinste voranzusetzen als das Höchste, das Idealste, und so darfst du nimmer auf Dank rechnen für all die Opfer, die du ihnen gebracht haben wirst, nie und niemals! Aber du wirst ein Leben voll Mühsal und Entbehrung auf dich genommen haben, von beständigen Aufregungen erfüllt, von der Mißgunst und der hämischen Bosheit besudelt. Und dir wird nicht einmal die innere Befriedigung geworden sein, wirklich etwas erreicht, etwas geschaffen zu haben, das andern zu Gute kommen wäre, und du, der den Trieb nach Glückseligkeit bei allen Geschöpfen so tief gefühlt hat, du wirst dich selbst, diesem Trieb entgegen, zum Unglücklichsten gemacht haben.“

Reinthal sprach es warnend aus, voll Ueberzeugung; er gehörte zu denen, die die Gemeinheit der Menschen studirt haben, und mit Wollust darauf hinzeigen, weil sie die Verachtung rechtfertigt, die egoistische Lieblosigkeit, die sie für die gesammte Menschheit im Busen tragen.

Arnolds Haltung blieb unbewegt, und er entgegnete fest und einfach: „Was man als gut und recht erkannt hat, ist eine Macht in uns geworden, die mehr als alles uns bindet und bestimmt. Und wer sich seinen Ueberzeugungen mit ganzer Seele hinzugeben vermag, der hat bereits seinen Anteil am Glück.“

Reinthal biß die Zähne zusammen, dann trat er dicht an den Sohn heran und in einem übermütig herausfordernden Ton fragte er: „Wirst du ihr dieselbe Antwort geben?“

„Was meinst du?“

„Ob du dem Weibe, das dich liebt, nur dies Martyrium zu Füßen legen und als ein Ausgestoßener aus der Gesellschaft um sie zu werben gedenkst? Ah, du wirst rot — Gott sei Dank, du hast also doch, außer dieser unruhmreichen Liebe für die Allgemeinheit noch ein wärmeres Gefühl im Herzen, du liebst das Weib — du liebst Helene!“

Arnold trat einen Schritt zurück und Ton, Blick und Gebärde gaben dem Wort alle Bekräftigung: „Nein!“

„Nein? Aber du wirst dich vielleicht trotzdem entschließen sie

zu heiraten. Du gewinnst mit dieser Frau ein fürstliches Vermögen, das dich allein instand setzen kann“ — sein Blick traf Arnold mit durchbohrender Schärfe — „was du als deine Mission ansiehst zu fördern, die Interessen der Armen mit Nachdruck zu unterstützen, das dir ermöglicht, für deine große Idee etwas wirklich Ersprießliches zu leisten. Nun, du Idealist, für einen solchen Zweck wird dir doch kein Opfer zu groß sein! Und das Martyrium an der Seite eines reizenden Weibes dürfte vielleicht doch jedem andern vorzuziehen sein?“

„Du irrst, ich kann für meine Ideen mich selbst opfern, aber nicht meine Ehre.“

„Ah, du wagst sie anzuklagen! Aber du wirst mich nicht täuschen, das ist nicht dein wahrer Grund, und wenn du sie verschmäht, geschieht es nur, weil du eine andere liebst, weil du eine andere zu besitzen wünschst — Elsa!“

„Und wenn es so wäre?“

„Du liebst sie?“

„Ich liebe sie!“ laut, bewußt, einem Jubelruf gleich, der aus tiefstem Herzen sich löst und seine Seligkeit verrät, tönte es ihm entgegen.

Es reizte ihn auf's höchste, zu maßlosem Grimm; Reinthal kannte sich nicht mehr, und seine Züge, soeben noch höhnisch kalt, verzerrten sich in Wut.

„Eiender! das Mädchen war mein, ehe du gekommen warst, sie war mir zugetan, du wußtest es, und dennoch hast du um sie gebuhlt, du hast sie mir geraubt!“

„Das tat ich nicht, und mit keinem Wort habe ich ihr bisher gestanden, was ich fühle. Aber wir kannten uns schon lange vorher, noch ehe du sie gesehen, und fühlten uns verbunden. Sie wußte, daß ich dein Sohn sei, sie kannte unser gegenseitiges Verhältnis und wenn sie dir zugelächelt hat, so galt dies nur dem Vater!“

Reinthal stieß einen bebenden Ruf des Zornes aus. Ohne es zu wollen, hatte ihn Arnold an seiner empfindlichsten Stelle getroffen, an seiner Eitelkeit.

Sie hätte in ihm also nur den Greis gesehen, wie? Aber was Elsa ihm heute geschrieben, die wenigen Worte, die er sich bisher nicht recht zu deuten gewußt, nicht deuten wollte, sie waren ihm jetzt klar geworden, sie sagten dasselbe.

Doch er erkannte darin nicht das eigene Unrecht, er erkannte darin nur ein Unrecht der andern.

„Mir aus den Augen!“ schrie er, „niemals noch hat ein Sohn seinen Vater so in allem verletzt, so in allem beleidigt wie dieser Bube mich. Wer bist du denn?! Aus Mitleid nur hatte ich dich aufgenommen, weil du sonst verkommen und verdorben wärst; mir bleibt jetzt nur die Reue, daß ich's getan, daß ich dich jemals Sohn genannt, dich, den Bastard eines Mädchens, mit dem ich mich gerichtlich ausgeglichen habe; ich bin dieser Person nichts schuldig geblieben —“

„Als die Achtung, die ihr Sohn für sie fordert,“ schrie Arnold in wilder Empörung ihm entgegen. „Kein Wort mehr über meine Mutter, ich müßte dich sonst — Schurke nennen, denn sie hat dich geliebt!“

Arnold wandte ihm den Rücken und verließ das Zimmer.

(Fortf. folgt.)

Bilder aus dem Schwarzwald.

(Siehe Illustrationen Seite 419 und 420).

In der großen Biegung des Rheins, die dieser Strom in seinem Laufe vom Bodensee an der badischen Süd- und Westgrenze macht, erhebt sich der Schwarzwald, die Silva Marciana der Römer, mit seinen zahlreichen Berggipfeln, seinen blühenden Tälern und seinen dunkeln Tannenväldern, von denen er seinen Namen hat. „Der Schwarzwald steht voll finstrier Tannen,“ sagt mit Recht der Dichter. Dessenungeachtet aber bildet das Gebirgsland, das diesen Namen trägt, einen der schönsten und reizvollsten Flecken der Erde. Vom Oberrhein, wo dieser die Grenzlinie zwischen Baden und der Schweiz bildet, erstreckt sich

der Schwarzwald nördlich bis nach Pforzheim, wo ihn der Kraichgau vom Oberrhein trennt. Im Osten reicht der Schwarzwald weit nach Württemberg hinein, wo er von dem jungen Neckar durchschnitten wird. Das Tal der Kinzig, wo Ochsenburg liegt, scheidet den Schwarzwald in den oberen oder südlichen und den unteren oder nördlichen Schwarzwald. Den Hauptgebirgsstock bildet der Feldberg, der vier große Ausläufer hat und dessen Hauptkuppe die Höhe von 1493 Meter erreicht; ganz respektablen Kluppen begegnet man noch beim Belchen (1411 M.), Blauen (1178 M.), Schau-in's-Land

(1287), Randel (1243). Im nördlichen Schwarzwald erheben sich der Kniebis (973 M.), die Hornißgrinde (1164 M.), der Katzenkopf (1153 M.). Das aus Gneiß, Granit und Buntsandstein bestehende Gebirge zeigt zunächst eine Menge von herrlichen Tälern, die von klaren und fischreichen Flüssen durchströmt sind; so das Wiesental, das Albtal, das Elztal, das Kinzigtal, das Murgtal u. s. w. Der Schwarzwald hat gegen sechzig Mineralquellen, an denen eine Anzahl berühmter Bäder liegen, wie Baden-Baden, Peterstal, Rippoldsau, Badenweiler u. s. w. Hoch oben auf dem Gebirgsplateau befinden sich Seen, so der Feldsee auf dem Feldberg, der Titisee bei Neustadt und der Mummelsee an der Hornißgrinde, ein sagenberühmter See mit dunklem Wasser, der keine Fische hat und einen melancholischen Eindruck macht, ähnlich wie der Nglisee bei Entlin in Holstein. Ein fleißiges Volk wohnt in diesen zahlreichen Tälern; blühende Städte und Dörfer sind allenthalben zu schauen. Man baut Wein und zieht berühmte Sorten; Holzhandel wird viel getrieben und die schlanken Stämme der Tannen werden bis Holland hinabgefloßt. In den Waldtälern besteht jene großartige Uhrenfabrikation, die freilich nicht mehr das ist, was sie früher war und bei der sich auch immer ganz eigentümliche Gebräuche und Gebräuche erhalten haben; im Elztal findet man jene Granatschleifereien, die heute den Arbeitern keine beneidenswerte Existenz mehr gewähren; auch die Drehorgeln, mit denen in den Straßen unsere Hörorgane gepeinigt werden, sind zum größten Teil dort gefertigt. Vor allem das Wies- und Kinzigtal sind industrielle Gegenden geworden; doch ernährt sich die Mehrzahl der nichtstädtischen Bevölkerung, wie natürlich, von Ackerbau, Viehzucht, Weinbau und Holzflößerei. Zahlreiche Bahnlinien durchschneiden den Schwarzwald, der wegen seiner reichen und großartigen Naturschönheiten ein Hauptreiseziel der Touristen ist.

Wir können die hervorragenden Reize des Schwarzwaldes nicht alle mustern und lassen den Mummelsee sowie die berühmten Wasserfälle bei Allerheiligen und Triberg liegen. Auch um die vielen Ruinen adeliger Raubschlösser können wir uns nicht kümmern. Wir wenden uns nach Freiburg, jener prächtigen Stadt mit ihrem großartigen Münster und ihren reinlichen, von klaren Bächen durchflossenen Straßen. Die Stadt lehnt sich mit dem Rücken an den Schwarzwald und blickt vor sich in die weite Rheinebene hinaus. Wir betreten das breite, von grünen Höhen und Weinbergen umsäumte Tal, das sich hinter Freiburg öffnet und in den Schwarzwald hineinführt. Wir sind in einem herrlichen Landschaft, alles scheint ein einziger Garten zu sein; wir sehen ganze Wälder von Obstbäumen, zwischen denen die weißen Häuser freundlicher Dörfer hervorblicken. Das ist das Himmelreich — so nennt man diese Gegend. Aber plötzlich wird das Tal ganz enge, je weiter wir kommen, desto drohender türmen sich rechts und links gewaltige Massen rötlichen Gesteins, zuweilen mit spärlichem Fichtenholz oder mit den Ruinen eines Raubschlosses gekrönt. Hier sind wir in dem berühmten Höllental, das seinen Namen von den düstern, drohenden, zackigen Felsmassen, die es einrahmen, erhalten hat. Durch das enge Tal fließt ein kleiner Bach, der Mühlen treibt und an dem auch viele Wirtschaftshäuser liegen; aus den hohen Preisen ersehen wir, wie die Kultur sich schon hier festgesetzt. Hier liegt das Schloß Falkenstein, das einst die trotzigsten Bürger von Freiburg brachen; hier führte der General Jean Victor Moreau, Feldherr der ersten französischen Republik, 1796 seinen berühmten Rückzug durch. Nachdem wir im letzten „höllischen“ Wirtschaftshaus, im „Stern“, uns erfrischt, steigen wir auf einer gewundenen Straße aus dem tiefen Tallesselel hervor und gelangen bald in das freundliche Gebirgsstädtchen Neustadt, wo wir es gut treffen, denn dort ist gerade Jahrmarkt. Wir können die malerischen Trachten der Schwarzwaldsbewohner hier bewundern. Sie sind sich nicht an allen Punkten des Schwarzwaldes gleich; hier tragen die Bauern Kniehosen mit hohen Strümpfen, rote Westen und Wämser oder Röcke mit langen Schößen, auf dem Haupt der Dreispiz. Der reiche Bauer stoltzt mit stattlichen Vatermördern einher. Die Mädchen haben

eine sonderbare Tracht; ein kurzer, vielgefalteter Rock, weiße Strümpfe von Kaninchenhaaren, lange Haarzöpfe mit Bändern drin, die fast bis auf den Boden reichen, rotes Nieder und auf dem Kopf einen Strohhut von ziegelroter Farbe und genau von der Form der Cylinderhüte, vulgo Angstströhren. Geschmackvoll ist diese Tracht gerade nicht. Es macht einen merkwürdigen Eindruck, wenn diese Mädchen in Masse zusammen sind und man die vielen grellroten Cylinderhüte sieht. Die Frauen tragen vielfach ein Kopfstuch; die im Rheintal so häufige schwarze Flügelhaube findet man hier oben fast gar nicht. Bei Festlichkeiten, namentlich Hochzeiten, tragen die Mädchen einen kostbaren Kopfschmuck, das sogenannte Tschappele, das wie eine Krone aus Perlen und Gittergold aussieht. Auf dem Jahrmarkt sehen wir das gewöhnliche Treiben: Buden, Orgeln, Marktschreier, Händler, Karouffels, Menagerien, Seiltänzer u.; die Schwarzwälder kommen aber von weit und breit, um, wie sie hoffen, etwas Billiges zu erlangen. Wenn die Mädchen mit den langen Zöpfen beisammenstehen, macht sich wohl ein mutwilliger Bursch das Vergnügen, sie mit den langen Zöpfen zusammenzubinden; wenn sie dann auseinander wollen, merken sie es erst und werden ausgelacht. Die Wirtschaftshäuser sind voll, und es erschallt fröhlicher Gesang und Lärm; man singt hier am liebsten noch nach der Vererbung aus alter Zeit der Bedrängnis:

„Napoleon, du Schustersgefelte,
Du sitzt so fest auf deinem Thron,
In Deutschland regierst du so strenge
Und in Rußland bekamst du deinen Lohn!

Ach hättest du niemals an Rußland gedacht,
Und hättest mit Rußland den Frieden abgemacht,
So wärest du Kaiser geblieben
Und hättest den aller schönsten Thron.“

Hier sind wir auch nicht sehr weit von den Quellen der Donau, die aus zwei kleinen Bächlein entsteht, so daß man jenen klugen Ungarn begreifen kann, der mit seinem Wasserstiesel das Wässerlein staute und sagte: „Nun werden sie sich in Pest wundern, warum die Donau ausbleibt!“

Wir haben aber keine Zeit, uns nach Donaueschingen zu begeben, sondern müssen wieder hinab an den Rhein und wählen dazu das Albtal, das wir mit dem Postwagen durchseilen. Wir kommen durch höchst romantische Täler mit zerklüftetem Gestein und tiefen Schluchten. Oft sehen wir in schroffe Abhänge und Abgründe hinab. Wir kommen dabei an St. Blasien mit seiner altberühmten Abtei vorüber und erreichen, je nachdem wir wollen, zu Albrüel oder zu Walbshut den Rhein.

Die Furien des Kriegs sind oft durch diese friedlichen Täler gebraust. Die Franzosen sind gar oft über den Schwarzwald nach Deutschland eingefallen; bei Freiburg ward die große Bundschuhverschwörung gestiftet; der Bauernkrieg tobte 1525 in diesen Gegenden und 1848 wie 1849 sah man hier die Bevölkerung im Aufstand. Aber auch die Poesie hat in Sage und Dichtung ihren verklärenden Schein über diese Berge und Täler ausgegossen und Herzog Ernst von Schwaben, der Trompeter von Säckingen und andere Traumgestalten erscheinen uns, wenn wir im Schatten der dunklen Tannen ein wenig eingeschlummert sind.

Ein kräftiges, urwüchsiges Volk ist hier von jeher zuhause. Wenn es auch unter den modernen Verhältnissen leidet, so hat Ahland doch nicht zu viel gesagt, wenn er den Schwarzwälder Firtenknaaben in seinem Berglied singen läßt:

„Sind Bliz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trin' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels im wilden Lauf,
Ich sang' ihn mit den Armen auf!“

Der Zauber dieser Gebirgslandschaft wird immer neu bleiben. Möchten sich recht viele von jenen, die mühselig und beladen sind, daran erfreuen können.

Aus dem Familienleben der Vögel.

Von Damian Gronen.

Das Familienleben der Vögel trägt im ganzen einen solchen Charakter, daß es füglich mit der Ehe des Menschen verglichen werden kann und gewiß in solchem Sinne gewürdigt zu werden verdient, umsomehr, als wir jener Lebensweise bei keiner anderen Tierklasse in gleichem Maße begegnen.

Längst hat die aufmerksame Forschung nachgewiesen, daß nur die Vögel in Eihe leben, also wirkliche Ehen schließen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß alljährlich ein und dasselbe Paar sich wiederfindet. Fast untrügliche Beobachtungen an Schwalben, Störchen, Raub- und Singvögeln haben dargetan, daß bei ihnen vollkommene Eihe herrscht, und daß, wenn keine außerordentlich störenden Verhältnisse die Gatten trennen, diese sich alljährlich nicht allein wieder zusammengesellen, sondern auch ihre alten Brutörter aufsuchen. Auch die inbrünstige Zärtlichkeit der Paare während des Nistens, die Dienste, welche sie sich gegenseitig leisten durch Zutragen der Nahrung, durch Freude und Sonne, welche sich bei vielen durch Geberde, Laut und Gesang in dieser Zeit so feierlich verkündet, endlich das lange Verweilen vieler Eltern bei ihren Jungen bis in den Herbst hinein: dies alles deutet auf ein Verhältnis unter den Vögeln, dem man den schönen Namen der Ehe kaum vorenthalten sollte.

Am Ausdrücke des menschlichen Familienlebens beizubehalten: von der Schließung der Ehe bis zur Wochenstube ist in der Regel nicht weit. Und diese ist es nebst der Erziehung, wie sie bei dem Volke der Lüste wahrgenommen wird, welche uns hier hauptsächlich beschäftigen soll. Wir folgen darin im allgemeinen den lebenswürdigen Beobachtern der Tierwelt, den Brüdern Müller und deren prächtigem Buche über Wohnungen und Eigentümlichkeiten in der Tierwelt, dessen Empfehlung wir bei dieser Gelegenheit gern wiederholen.

Die Sorgfalt, mit welcher der Vogel seine Wohnung zum Schutze seiner Jungen herrichtet, erhöht sich womöglich noch, wenn die Hausfrau in die Wochen kommt und das Pärchen „kleine Familie“ erhält. Nichts ist rührender, als die Liebe der Vögel zu ihren Jungen, und nichts wird veräuht, diese letzteren vor Gefahr zu schützen. Manche verursachen zwar ihren Eltern wenig Mühe, indem sie, ihrer raschen Entwicklung gemäß, gewöhnlich nur der Führung und des Schutzes derselben vor Kälte, in den wenigsten Fällen aber des Nestens und Fütterns bedürfen. Gänse und Enten, Land- und Wasserhühner, Trappen, Schnepfenvögel und Strandläufer folgen meist bald und viele sofort, nachdem sie dem Ei entschlüpft sind, den Alten, unter deren Leitung ihre Nahrung suchend, und sich höchstens Nachts oder bei unwirklichem Wetter unter die Flügel der Mutter bergend.

Schwer wird im allgemeinen die Sorge um die Heranziehung der Jungen denjenigen Vögeln, deren Nestlinge oft mehrere Wochen im elterlichen Hause verweilen, bis sie flügge geworden sind und selbst dann noch einige Zeit ernährt werden müssen. Sie bedürfen einer viel sorgfältigeren Pflege und Wartung. Die Pflege äußert sich bei diesen Vögeln in der ersten Zeit durch Erwärmung der kalten oder mit dünnen Flaumen versehenen zarten Jungen. Nachts oder bei schlechter Witterung behütet das treue Elternpaar, besonders aber die Wöchnerin, durch Sizen über den Jungen, diese vor Kälte und Nässe, auch wenn deren Federn schon längst mit Föhnchen versehen sind.

Das Bedecken wird mit dem Heranwachsen der Jungen ein immer loseres, lustigeres, so daß die Nestlinge hinlänglich Luft und Raum unter Brust und Flügeln der Alten behalten. Höhlenbewohnende Vögel, z. B. Schwalben, räumen sogar, wenn die Behausung mit dem Größerwerden der Kinder für sie zu enge wird, Nachts das Nest, um in dessen Nachbarschaft, oft neben demselben, zu schlafen. Bis zur Zeit, wo die Brut das Nest verläßt, halten die Eltern dasselbe im saubersten Zustande.

Die Insekten fressenden Vögel haben bei der Erziehung ihrer Kinder die größte Last, da oft fünf bis sechs, bisweilen ein Duzend Gelschnäbel unaufhörlich der kleinen Kerbtierbissen harren, welche die rührigen Alten von früh bis spät dem Wasser und der Luft, der Erde und den Gewässern abjagen müssen. Man hat beobachtet, daß ein Zaunkönigpärchen, durch die unablässige Kerbtierjagd für ihre zahlreichen Kinder totmüde auf Augenblicke neben dem Nest, den Kopf zwischen den Flügeln sich einem kurzen Schlummer hingab.

Alle Vögel lassen, wenn sie Junge haben, eigentümliche Warn- und Angsttöne hören, bei welchen das junge Völkchen, je nach der Eigentümlichkeit, entweder sich verbirgt oder in dem Schreien nach Futter plötzlich verstummt und gewöhnlich regungslos darsitzt. Die Grazmücken warnen mit „Gäg“ oder „Gätsch“ und „Zäd“, der Mönch und die fahle Grazmücke mit einem heimlichen „Döch“ neben dem schallenden „Deck“, das Rotkehlchen mit seinem langgezogenen „Zieh“, der Stieglitz mit einem dem menschlichen Pfeifen ähnlichen leisen, verhältnismäßig tiefen Ton. Den Baumpieper verläßt die Sorge um die Nachkommenschaft den ganzen lieben Tag nicht und preßt ihm ein unaufhörliches „Zi-zi-zi“ aus. Die Nachtigall klagt mit „Wit“ und „Grrwit“, Singdrossel und Amsel lassen ein wiederholtes „Tad“ hören. Besonders sind es unter unseren einheimischen Vögeln die grauen Fliegenfänger und die Edelunken, welche ihre Besorgnisse für ihre Kinder bei der Annäherung an die Wochenstube durch ein wahres Angstgeschrei ausdrücken.

Hübsch liebt sich das Tagebuch, welches Mischelet führte, als sein Zeisigweibchen ihr erstes Kind bekam. „Zuerst muß ich“, erzählt er, „bemerkten, daß das Zeisigweibchen im Käfig geboren war und niemals ein Nest, also das Wochenbett, hatte machen sehen. Sobald ich sie über ihre bevorstehende Mutterschaft in Unruhe sah, öffnete ich ihr häufig die Tür ihres Käfigs und gestattete ihr, im Zimmer die Stoffe zu dem Lager zu suchen, dessen das Kleine bedürfen mußte. Sie sammelte allerdings dies und jenes ein, ohne aber zu wissen, was sie damit anfangen sollte. Sie trug die Stoffe in eine Ecke des Käfigs zusammen und stieß und drückte daran herum. Es war offenbar, daß die Kunst zum Bauen ihr nicht angeboren war.“

„Ich gab ihr ein fertiges Nest, oder wenigstens den Korb dazu. Nun machte sie die Matraze, indem sie die Wände, so es gehen wollte, silzte. Dann brütete sie ihr Ei sechszehn Tage lang mit rührender Ausdauer. Nur wenige Minuten des Tages unterbrach sie die so ermüdende Pflicht, und auch dann nur, wenn es dem Männchen genehm war, sie abzulösen.“

„Am sechszehnten Tage brach die Schale entzwei und man sah im Neste kleine Flügel ohne Federn, kleine Füße, ein unbestimmtes Etwas sich bewegen, das sich Mühe gab, die Schale ganz los zu werden. Der Körper bestand aus einem großen kugelförmigen Bauche. Die Mutter betrachtete vom Rande des Korbes aus mit vorgestrecktem Halse, großen Augen und auf- und niedergehenden Flügeln ihr Kind, das mit Ausnahme weniger Flaumen an den Flügeln und auf dem Kopfe ganz nackt war.“

„Am ersten Tage gab die Zeisig-Wöchnerin ihrem Kinde bloß zu trinken, wobei dieses schon einen sehr respektablen Schlund öffnete. Von Zeit zu Zeit erfernte sie sich etwas, damit das Junge besser atmen könne; dann nahm sie es wieder unter ihre Flügel und frottirte es zart und leise. Am fünften Tage waren die Augen milder hervorstehend, am sechsten Tage brachen an den Flügeln schon die Federn hervor, und der Rücken wurde dunkler. Am achten Tage öffnete der junge Vogel, wenn man ihn rief, die Augen und begann zu fallen. Bis dahin hatte es die Wöchnerin allein ernährt. Jetzt versuchte es auch der Vater, ihm Nahrung beizubringen. Oft setzte sich die Mutter auf den Rand des Nestes und betrachtete mit offenbarer Liebe ihr Kind.“



Bilder aus dem Schwarzwald: Jahrmart.

Die Erziehung macht den Eltern oft große Sorge, oft ist sie wenig mühsam, je nach den Verhältnissen. Einige Arten brauchen ihre Jungen nur an das Meer zu führen, das Nahrung in Masse für sie bereit hält. Bei der Ente ist die Erziehung schon zusammengesetzter. Michelet erzählt, daß er auf einem Weiser eine Ente, welche ihren Kindern den ersten Unterricht gab, beobachtet habe. „Die um sie gescharten freßgierigen Zöglinge verlangten nur zu leben. Die Mutter gab ihrem Geschrei nach, tauchte unter und brachte einen Wurm oder kleinen Fisch mit herauf, den sie unparteiisch verteilte, indem sie ein und denselben Jungen niemals zweimal hintereinander gab. Das Nührendste bei diesem Schauspiel war, daß die Mutter, deren Magen doch wahrscheinlich auch sein Recht begehrte, nichts für sich behielt. Augenscheinlich lag ihr nur daran, ihre Familie dahin zu bringen, daß sie es mache, wie sie, und unerschrocken unter dem Wasser verschwinde, um dort die Beute zu fassen. Mit eigentümlicher Stimme forderte sie dieselben zu dieser Handlung des Mutes und des Vertrauens auf, und wirklich tauchte bald darauf eines nach dem andern, vielleicht mit Zagen, in den Abgrund. Damit war aber auch die ganze Erziehung vollendet.“

„Will man,“ fährt Michelet fort, „zwei wunderbar ähnliche Dinge sehen, so betrachte man einerseits die Menschenmutter bei dem ersten Gehen ihres Kindes, andererseits die Schwalbe, welche ihr Kind im Fliegen unterrichtet. Dieselbe Besorgnis, dieselbe Ermutigung und Lehre! Der Unterricht ist merkwürdig. Die Mutter hebt sich auf den Flügeln, das Junge sieht aufmerksam zu und hebt sich auch ein Bißchen. Dann sieht man es flattern . . . es sieht wieder die Mutter an, bewegt dann die Flügel . . . Das geht alles ganz gut, denn es geschieht noch im Neste. Die rechte Schwierigkeit beginnt erst damit, wenn das Nest verlassen werden soll. Nun ruht die Mutter, zeigt eine verlockende Beute, verspricht eine Belohnung, versucht durch den Köder einer Fliege es zu ermutigen. Noch zaudert das Kleine, und wer möchte es ihm verdenken? Hier handelt es sich nicht darum, wie beim Kinde, im Zimmer unter der Hut von Mutter und Wärterin, ein paar Schritte im sicheren Raume zu machen und höchstens etwa auf ein Kissen zu fallen. Die Kirchenschwalbe, die hoch oben auf dem Turme ihren Unterricht im Fliegen erteilt, hat Mühe, ihr Kind zu diesem entscheidenden Schritte zu ermutigen. Das Schwalbenkind vertraut der Mutter und schwingt sich auf, vom Odem des Kindes unterstützt. Von jetzt an wird es nun fliegen trotz Wind und Wetter.“

Michelet's Buch „Das Leben der Vögel“ enthält bei vielem Gesuchten und Phrasenhaften sehr interessante Beobachtungen über das Volk der Lüfte, so daß es eine angenehme Lektüre bildet. Aus dem Müller'schen Werke fügen wir noch einiges über die „Nesthocker“ hinzu. Es gibt nämlich, wie in den Menschenfamilien, auch bei den Vögeln unartige Kinder, die nur immer von den Eltern leben wollen, Pärtinge, denen es „bei Müttern“ gar zu gut gefällt. Die Eltern, denen dies nicht einleuchten will, sind dann bemüht, die faulen Kinder durch allerlei Kunstgriffe aus dem Neste zu vertreiben, um sie schneller der Selbständigkeit zuzuführen. Der Hausperling sucht gewöhnlich die flüggen Jungen durch folgendes Mittel zum Ausfliegen zu bewegen. Er kommt mit Futter im Schnabel geflogen, erweckt nahe am Neste der Jungen Freßbegierde und fliegt dann unter gezogenen Locktönen langsam hinweg zum nächsten Gegenstande. Nach und nach folgen die durch das wiederholt angewandte Mittel hungrig gewordenen Jungen; zuweilen muß aber auch zur Gewalt geschritten werden. In diesem Falle zerren die „Herren“ Eltern einen der allzu behäbigen Inzassen nach dem andern mittels des Schnabels aus dem Neste, wodurch die Jungen genötigt sind, ihre erste, meist vortrefflich von Statten gehende Flugprobe auf den nächsten Baum oder ein benachbartes Gebäude zu unternehmen.

Allzu zärtliche Eltern könnten sich ein Beispiel hieran nehmen!

Wie im Leben der Menschen, so kommen auch bei den Vögeln Fälle der ehelichen Untreue vor, die denn auch der

Ahdung nicht entgehen. Wenigstens liegen sichere Nachrichten vor, daß über die Ehebrecherin bei den Störchen ein förmliches Gericht gehalten wird. Scheitlin, der den Storch im Freien und in der Gefangenschaft vielfach beobachtet hat, schreibt, daß manchmal die Störche einer ganzen Gegend sich versammeln und nach langem beratenden Klappern mit dem Schnabel, was vorzüglich von Seiten der älteren geschieht, Krieg mit den Störchen einer andern Gegend beginnen. Der Kampf wird in hoher Luft mit dem Schnabel geführt, und sie verwunden sich oft gefährlich. Scheitlin spricht ferner auch vom sogenannten Gericht der Störche, wobei sie einen Kreis bilden und nach gepflogener Beratung plötzlich auf einen in der Mitte stehenden, entweder eine Ehebrecherin oder einen Schwächling oder sonst Mißliebigen losstürzen und ihn durchbohren. Schon Aelian erwähnt dieses Gericht.

In einem ungarischen Blatte erzählt ein Korrespondent die nachstehende Geschichte. Auf einem Hause nistete seit vielen Jahren ein Storchpaar. Ein Knabe machte sich einmal den Spaß, auf's Dach zu steigen, während die Störche weggeflogen waren, und zwei von den Storchweibern mit Gänsefüßern zu vertauschen. Die Störche bemerkten nichts und brüteten die Eier aus. Dann erst, als die Jungen ausgekrochen waren, gewahrten sie die fremden Eindringlinge. Nachdem sie dieselben eine Weile betrachtet hatten, fing das Männchen zu klappern an, als wolle es seiner Ehehälfte Vorwürfe über ihre Untreue machen. Diese sah melancholisch und stumm darein. Dann flog das Männchen fort, kehrte jedoch nach einiger Zeit mit mehreren Störchen zurück. Auch diese staunten eine Weile die ausgebrüteten Ungeheuer an. Hierauf begannen sie stark zu klappern, als hielten sie Rat, und zuletzt, nachdem das Urteil gefällt war, stürzten sie insgesammt auf das arme Storchweibchen her und hieben so lange mit ihren Schnäbeln auf dasselbe ein, bis es aufgehört hatte zu leben. Nach Vollstreckung des standrechtlichen Urteils entfernten sich die fremden Störche; nur der Hausstorch blieb trauernd zurück. Noch eine Reihe von Jahren besuchte er sein altes Nest, doch stets allein: nie brachte er eine Storchin mit, so sehr hatte er sich die vermeintliche Untreue seines Weibes zu Herzen genommen.

Das Gericht der Störche erwähnt auch Keyßler, indem er einen Fall aus Tübingen erzählt. Im Hofplaz des Kollegiums daselbst lebte seit vielen Jahren ein zahmer Storch. In ein Storchennest auf einem benachbarten Hause tat ein im Kollegium studirender Graf von Gräfeniß einst einen Schuß, durch welchen wahrscheinlich der im Neste sitzende Storch verwundet ward, weil er mehrere Wochen nicht ausflog. Dann zog er mit den übrigen zur gewöhnlichen Zeit fort. Im folgenden Frühling kam ein Storch in den Hof des Kollegiums und fiel den zahmen mit Wut an. Verjagt kam er immer wieder und beunruhigte den zahmen den ganzen Sommer hindurch, wobei das übrige Federvieh dem zahmen beistand. Im folgenden Jahre kamen vier Störche über den zahmen, im dritten Frühling über zwanzig und töteten ihn, ehe man Zeit gewann, ihm zu Hilfe zu kommen. Dies setzt einen förmlichen Plan voraus, und Keyßler glaubt, daß die Störche in unrichtiger Gedankenverbindung jenen Storch, der einen Kameraden verwundete, als von dem zahmen Storch ausgegangen annahmen. Daß die Rache nicht gleich im ersten Frühjahr ausgeübt wurde, kann seinen Grund darin haben, daß es dem Verwundeten nur allmählich gelang, den anderen seine Ueberzeugung beizubringen.

Zuweilen wird das Familienleben von äußeren Feinden auf's grausamste gefährdet oder wohl gar zerstört. So nimmt die Turmschwalbe häufig in brutalster Weise von Sperlingsnestern Besitz, deren Inzassen sie von Haus und Hof treibt. Die Brüder Müller haben zu verschiedenenmalen diese Austreibung beobachtet. Zur Zeit ihres Knabenalters nahmen sie an dem Seminargebäude zu Friedberg alljährlich alsbald nach Ankunft der Turmschwalben, Anfangs Mai, immer ein Petergeschrei und eine sehr auffallende Erregtheit unter den Sperlingspaaren wahr, welche in den Nizen der steinernen Wände genistet hatten. Die Mauersegler trieben die brütenden Weibchen

aus ihren Wohnungen, warfen Eier oder nackte Zunge und Teile des Nestes schonungslos heraus und richteten sich die Höhlen zu eigenen Brutstätten ein.

Der Leser stelle sich ein Menschen-Elternpaar vor, in dessen

Behausung ein Räuber eindringt, der die Kinder, unbekümmert um deren Schicksal, vier Stock hoch auf die Straße hinunterwirft. O es gibt heiligen Schmerz, heiliges Leid nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den Tieren!

Aus dem Sklavenlande.

Von Spiridion Gopcevic.

„Ship ahoy!“

Auf der Höhe von Gabne, an der Westküste von Afrika, haben sich zwei Schiffe begegnet. Das eine ist Ihrer britischen Majestät Dampfsloop „Rattler“ von 7 Kanonen, 200 Pferdekraft, 951 Tonnen; das andere des triester Schiffsrheders Gopcevic Dreimast-Varfschiff „Ernogorac“ von 4 Kanonen, 1120 Tonnen.

Der „Rattler“ hat den „Ernogorac“ angerufen.

Pero Rajkovic, Kapitän des letzteren, hißt als Antwort die österreichische Flagge auf und ruft durch das Sprachrohr den Namen des Schiffes, Eigentümers, Kapitäns, Bestimmungsortes und der Ladung hinüber. Dann will er seinen Weg fortsetzen. „Stop!“ hallt es jedoch von der Kriegssloop herüber und ein blinder Kanonenschuß unterstützt diesen Befehl.

Rajkovic legt bei.

Vom „Rattler“ löst sich eine Jolle ab und hält auf den „Ernogorac“ zu. Ein Offizier steht aufrecht im Boote.

Kapitän Pero läßt die Fallreceptreppe hinab, der britische Offizier schwingt sich auf das Verdeck und grüßt ihn nachlässig.

„Es tut mir leid, Herr Kapitän, daß ich gezwungen bin, Ihr Schiff zu durchsuchen, wenigstens es fremde Flagge führt.“

Es sind uns nämlich wiederholt Fälle vorgekommen, daß sich die Sklavenschiffe falscher Flagge bedienen. Wollen Sie mir die Schiffspapiere vorweisen.“

Der Kapitän kam diesem Wunsche nach. Alles in Ordnung.

„Nun noch einen Blick in den Schiffsraum, wenn ich bitten darf.“

„Mit Vergnügen, Herr Lieutenant.“

„All right, Sir, thanks.“

„Jetzt erlauben Sie mir eine Frage, Herr Lieutenant. Weshalb diese genaue Kontrolle?“

„Weil uns ein Dreimaster ent schlüpft ist, welcher sich an diesem Teil der Küste herumtrieb, offenbar in der Absicht, Sklaven zu laden. Wir kreuzen jetzt in diesen Gewässern, um dem Burschen aufzulauern, wenn er mit gefüllten Räumen den Rückweg nach Brasilien antritt. Vielleicht begegnen Sie dem Piraten. Sollte dem so sein, würden Sie sich um die Zivilisation ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie das Schiff aufbrächten. Sie können versichert sein, daß Ihnen unsere Regierung alle etwaigen Verluste und Spesen ersetzen würde.“

„Welche Zumutung für einen Kauffahrer!“ lachte Rajkovic.

„Wie so? Sehe ich doch vier gewaltige Geschütze auf dem Verdeck, 48pfündige Karronaden, wie mich dünkt, das ist schon die Ausrüstung eines Kriegsschiffes. Sie können den Sklavenhändler getrost angreifen.“

„Vielleicht! Jedenfalls zerbreche ich mir darüber noch nicht den Kopf; vorerst müßte ich dem Sklavenschiffe begegnen.“

Die beiden Offiziere schüttelten sich die Hände; der Briten lehrte zum „Rattler“ zurück.

Die Sloop dampfte in nördlicher Richtung weiter, der „Ernogorac“ nahm seinen Weg nach dem Kap.

Am folgenden Morgen, kurz nach Tagesanbruch, ertönte abermals der Ruf:

„Schiff in Sicht! Dschudost!“

Der Kapitän nahm sein Rohr zur Hand. Ein dreimastiger Schooner steuerte in der erwähnten Richtung. Sein Neuzehres war sehr auffallend. Hohe, starke Masten mit schwerer Leinwand, niederer Rumpf, wassergrauer Anstrich, ein gewisse Unsicherheit in den Bewegungen, — sollte es der Sklavenhändler sein?

„Vranssegel in Gei! Weg das große Marssegel und die Fock! Steuer luvwärts!“

Mit Schnelligkeit wurden diese Befehle vollzogen. Der „Ernogorac“ wandte sich dem Verdächtigen zu.

„Holla, der Bursche scheint schlechtes Gewissen zu haben!“ schrie der Kapitän seinem Freunde, dem Dr. Ramini zu, welcher als Passagier die Reise nach dem Kap mitmachte.

„Weshalb?“

„Weil er alle Segel beisezt, vom großen bis zu den Sternkräzern, und weil er nach Süden hält, offenbar in der Absicht, unsere Begegnung zu vermeiden.“

„Das ist freilich sehr verdächtig!“ rief Dr. Ramini zurück. „Gewiß ist es das Sklavenschiff. Wollen wir es verfolgen?“

„Ich hätte nicht übel Lust, aber . . .“

„Was aber? Es handelt sich um Menschlichkeit und Zivilisation!“

„Necht schön, aber was hat sich ein österreichischer Kaufahrer um brasilianische Sklavenschiffe zu kümmern?“

„Ihr Rheder würde nicht so sprechen!“

„Ich weiß, aber Herr Gopcevic kann über sein Eigentum nach Guldünken verfügen, während ich für jeden Schaden, der Schiff, Ladung oder Mannschaft trifft, ihm verantwortlich bin.“

„Unter solchen Verhältnissen jedoch könnten Sie Ihre Handlungsweise ihm gegenüber leicht rechtfertigen. Zudem riskieren Sie ja bei der starken Armirung des „Ernogorac“ gar nichts.“

„So sei es denn.“

„He, Bursche, auf das Segel dort Jagd gemacht. Alle Mann auf Deck! Bis auf Großoberbram und Oberkurzbram alle Segel wieder beigezt! Stengenstagssegel gereßt!“

„Das dürfte ein Kapitalpaß werden,“ meinte der Arzt vergnügt, indem er sich die Hände rieb.

Die Besatzung des Varfschiffes war einschließlich des Arztes und seines Famulus 32 Mann stark. Unter den Matrosen befand sich ein Neger, ein Krumann von Guinea, welcher als Pilot aufgenommen worden war. Er hieß Neptun Ribundo und erwies sich als in jeder Beziehung sehr verläßlich.

„Komm her, edler Meereshott,“ rief ihm der Doktor zu, eine Zigarette verständnisinnig in der Luft schwenkend.

Die Büge des Krumanns verzogen sich zu einem breiten Grinsen.

„Danke schön, Doktor; Neptun an Sie denken wird, wenn er raucht.“

„Das wird sehr liebenswürdig von dir sein, schwarzer Teufel.“

„Schwarzer Teufel?“ frug Neptun erstaunt. „Der Teufel ist doch bekanntlich weiß!“

„Ganz richtig; ich vergaß, daß bei euch der Gottseibeius schneeweiß ist. Andere Länder, andere Anschauungen!“

„Also was sagst du dazu, daß wir weiße Teufel uns eben anschniden, eine Heerde schwarzer Teufel aus den Händen von braunen Teufeln zu befreien. Ich setze nämlich voraus, daß die Sklavenhändler schon seit längerer Zeit ihre sonnengebräunten Gesichter nicht gewaschen haben.“

„Ha, ha, ha,“ grinste der Neger; „sehr gut! Herr Doktor macht immer guten Spaß. Wenn Neptun nur besser verstehen könnte!“

„Das macht nichts. Die besten Wize sind jene, welche der andere nicht versteht.“

„Bist du über unsere Absichten erfreut?“

„Au, au, Herr Doktor hat wieder Absichten? Neptuns Bähne ganz gut!“

Zum Verständniß dieses Ausrufes sei erwähnt, daß Namini einige Tage vorher dem Krumann einen hohlen Zahn gezogen hatte, nachdem er gesagt, er habe die Absicht, Neptun von seinen Schmerzen zu befreien. Der Keger, welcher nur

schlecht englisch verstand, hielt die Worte: „I have the intention“ für gleichbedeutend mit „Ich will dir einen Zahn ziehen“.

„Nein, guter Neptun,“ lachte der Doktor. „Heute lasse



Fürst Roman Galitzki verweigert der Gesandtschaft

ich dein Gebiß in Ruhe. Aber sieh jenes Schiff dort; es ist mit deinen Brüdern beladen, welche wir befreien wollen.“

„Ah, das ist schön! Sehr gute weiße Männer hier an Bord!“

Unterdessen war der „Crnogorac“ dem vermeinten Sklavenschiffe auf Schußweite nahegekommen. Um es zu rekonoszieren hißte er die österreichische Flagge auf.

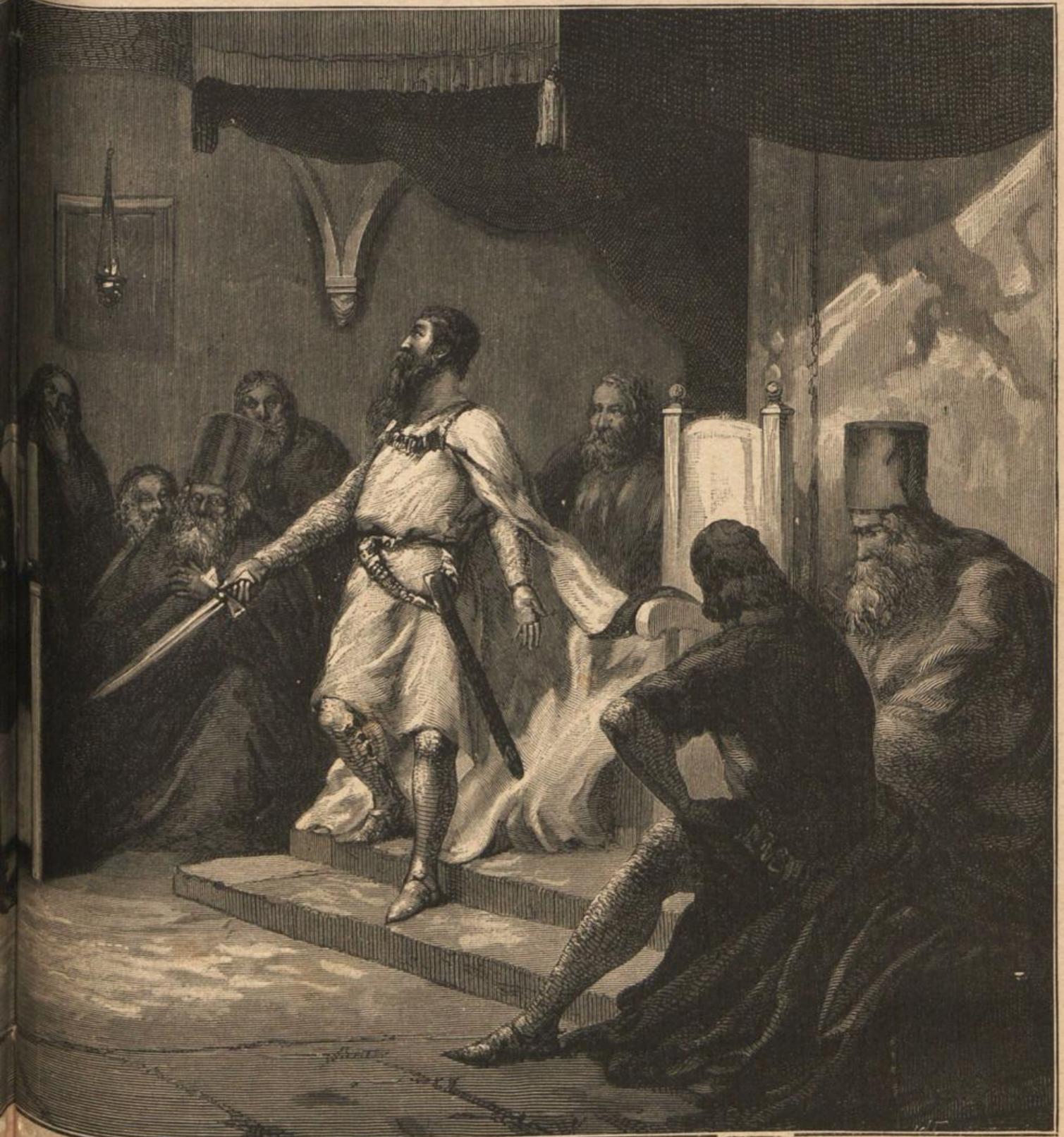
Der Schooner war unartig; er tat nichts dergleichen.

„Wart, wir wollen dem Burschen Höflichkeit lehren,“ dachte sich der Kapitän und befahl einen blinden Schuß abzugeben.

Der Schooner setzte nur noch mehr Segel bei und suchte zu entkommen.

„Elender Kerl!“ fluchte Rajkovic, der jetzt anfing sich zu ärgern. „Du wirst mir bald Rede stehen müssen.“

„Ladet die Karronade am Bug mit einer Vollkugel und brennt dem naseweisen Burschen dort eins auf den Pelz!“



Innocentius III. die Annahme des katholischen Glaubens.

Mit Hurrahgeschrei kam die Mannschaft dem Befehle nach. Die Kugel fauste über die Köpfe der Matrosen des Schooners hinweg.

Jetzt erst entrollte letzterer die brasilianische Flagge.

„Ship ahoy! Stop!“ rief Rajkovic durch das Sprachrohr hinüber.

„Was wollt ihr?“ tönte die Antwort zurück.

„Euer Schiff durchsuchen. Ihr führt Sklaven an Bord.“

„Seid ihr ein Orlögschiff?“

„Nein, aber vom Kapitän des englischen Kriegsdampfers „Kattler“ zur Durchsuchung eines Schooners ermächtigt.“

„Kümmert euch um eure eigenen Angelegenheiten!“ scholl es vom Schooner zurück; „sonst bohren wir eure Nußschale in den Grund!“

Dr. Namini brach in lautes Gelächter aus. Der also drohende Schooner war dreimal kleiner als das Barkschiff. Siliput drohte Brobbignac!

Der Kapitän nahm die Sache weniger humoristisch auf.

„Wollt ihr euch also nicht ergeben?“

Statt aller Antwort blitzte es drüben auf und eine Kugel schlug krachend in die Wand des „Ernogorac“.

„Das sollt ihr Schufte bereuen!“ schrie Rajstovic flammenden Blickes.

„Geschütze gerichtet; fertig; Feuer!“

Eine Salve krachte. Jammergeschrei tönte vom Schooner herüber.

„So ist's recht!“ rief der Kapitän. „Aber unsere Karronaden können auf diese Entfernung nicht gut wirken. Laßt uns dem Schooner näher auf den Leib rücken.“

Die Karronaden haben nämlich den Nachteil, daß sie nur schwach geladen werden können, weshalb auch ihre Trag- und Trefffähigkeit jener der Kanonen nachsteht. Dafür haben sie freilich den Vorteil, schwerere Geschosse schleudern zu können, ohne an Rohrgewicht den Kanonen gleichzukommen. Eine 48pfündige Kanone hätte 90 Zentner gewogen, während die 42pfündigen Karronaden des „Ernogorac“ nur je 30 Zentner schwer waren. Auf Kartätschenschußweite (60) Schritte waren ihre Schüsse von vortrefflicher Wirkung. Es mußte daher in der Absicht des Barkschiffes liegen, sich dem Schooner möglichst zu nähern.

Dieser war mit zwei gewöhnlichen Achtpfündner von zwölf Zentner Rohrgewicht armirt, Kanonen, welche auf weitere Distanzen noch gut wirken, in der Nähe jedoch mit den Karronaden keinen Vergleich aushalten. Der Schooner war daher in die Notwendigkeit versezt, sich möglichst fern vom „Ernogorac“ zu halten, um der verheerenden Wirkung der Karronadenschüsse zu entgehen.

Es hing alles davon ab, welches der beiden Schiffe besser segeln und manövriren werde, und da zeigte es sich gleich anfangs, daß der Schooner gegen seinen Feind nicht aufkommen konnte.

Nach einigen gelungenen Manövern befand sich das Barkschiff nur mehr dreihundert Schritte vom Schooner entfernt und beschloß ihn ohne Unterlaß. Zwei Karronaden gaben Vollkugeln in den Kumpf, die beiden anderen schleuderten Kartätschen auf das Verdeck und das Kleingewehrfeuer der Desterreicher räumte unter den Sklavenhändlern auf.

Die beiden Achtpfündner des Schooners fügten wenig Schaden zu. Erstens waren ihre Geschosse schwach, zweitens wurden sie schlecht bedient und drittens brachten sie schon einige Kartätschensalven zum Schweigen.

Unterdessen herrschte auf dem Schooner Verwirrung und Bestürzung. Von der 22 Mann starken Besatzung war bereits die Hälfte gefallen, der Besahnmast war über Bord gegangen und eben meldete ein Matrose dem Kapitän, daß die Geschosse des Feindes mehrmals unter der Wasserlinie getroffen hätten. Das Wasser drang im Sturm ein und drohte den Schooner zu versenken.

„Tesselt ein paar Duzend Schwarze los und laßt sie an den Pumpen arbeiten,“ befahl der Kapitän. Dann sagte er zu seinem Lieutenant: „Was glaubst du, wäre es nicht am besten, wenn wir alle Neger entfesseln und bewaffnen würden? Wenn man ihnen erzählte, die vom anderen Schiff wollten sie morden und auffressen? Wir könnten dann entern und uns der Barke bemächtigen.“

„Die Idee wäre nicht so übel, wenn wir uns auf das Ebenholz verlassen könnten.“

„Laß nur mich dafür sorgen.“

Dies sagend begab sich der Kapitän in das Zwischendeck und den untern Schiffsraum, wo etwa 350 Neger zusammengepfercht lagen.

„Hört mich an, Bursche!“ rief er ihnen in ihrer Sprache zu. „Das Schiff drüben gehört den Menschenfressern, welchen schwarzes Fleisch am besten schmeckt. Sie haben eure Auslieferung verlangt und als wir erklärten, euch nicht fressen lassen zu wollen, haben sie uns angegriffen. Unser Schiff beginnt bereits zu sinken. Wenn ihr weder ertrinken noch aufgefressen werden wollt, so helft uns, die Menschenfresser drüben umzubringen. Wollt ihr das?“

Die Neger sahen sich erst stumpfsinnig an, dann besprachen sie sich. Nach kurzer Beratung riefen einige, sie wären bereit zu kämpfen; die anderen stimmten hierauf ebenfalls zu.

Sofort ließ der Kapitän 100 Schwarze losbinden und bewaffnen. Der Rest blieb einstweilen gefesselt.

Mittlerweile hatte der Kampf nicht aufgehört. Beide Schiffe lagen sich jetzt auf hundert Schritte nahe.

Plötzlich öffnet sich an Bord des Schooners die große Luke und mit schrecklichem Geheul stürzt ein Rudel halbnackter Gestalten auf das Verdeck. Sie kamen eben recht, eine volle Kartätschenladung in Empfang zu nehmen.

Die Wirkung war furchtbar. Etwa zwanzig Neger wälzten sich in ihrem Blute, die anderen erhoben ein so schauerliches Geheul, daß selbst dem abgehärteten rauhen Rajstovic das Herz blutete.

„Die Schurken haben ihre Sklaven losgefesselt und gedenken sie gegen uns zu verwenden; schade, daß diese Salve so fürchterlich unter ihnen aufgeräumt hat.“

„Der Schooner sinkt!“ schrie ein Matrose.

„Der Schooner will uns entern!“ ergänzte der Steuermann.

„Aufgepaßt!“ tönte des Kapitäns Stimme durch den Lärm. „Neptun! Sprich mit deinen Brüdern, sag ihnen, sie sollen sich gegen ihre Unterdrücker wenden; sag ihnen, daß wir sie befreien wollen!“

Neptun trat an das Bugspriet und schrie die Neger an. Sie horchten erstaunt, verstanden ihn aber nicht. Der Krummann sprach einen anderen Dialekt. Aber aus seinen Geberden errieten sie den Inhalt seiner Worte.

„Entert!“ donnerte der Sklaventapitän seinen Leuten zu. Gleichzeitig feuerte er gegen Neptun einen Schuß ab; glücklicherweise ging dieser fehl.

„Entert nicht, meine Brüder!“ schrie Neptun den Negern zu; „wir müssen sonst unter euch schießen. Wir wollen euch retten, schlägt eure Tyrannen tot!“

Die Neger begannen zu schwanken. Hätten sie Neptuns Worte verstanden, hätten sie sicherlich seinen Rat befolgt. Allein da dies nicht der Fall war, glogzten sie ratlos den Krummann an. Der Schooner sank immer tiefer.

„Entert!“ wiederholte der brasilianische Kapitän wütend.

Seine weißen Matrosen, nur mehr sechs an der Zahl, zogen sich mit den Enterhaken an den „Ernogorac“.

Der Moment war kritisch. Ließ Rajstovic die Schwarzen auf sein Schiff kommen, so war es wahrscheinlich, daß sie in ihrem Wahn ihre Befreier niedermezelten. Andererseits scheute sich der brave Vochese, seine Geschütze gegen jene zu richten, welche er befreien wollte.

Aber es blieb ihm keine Wahl. Der sinkende Schooner enterte und achtzig Neger machten sich bereit, auf das Verdeck des „Ernogorac“ zu springen.

„Nun denn, wenn es sein muß!“ rief Rajstovic bitter, „da es die Wahnsinnigen so wollen, richtet alle vier Geschütze auf die schwarze Masse!“

Es geschah.

In demselben Augenblick, da die Neger Miene machten, das Verdeck zu ersteigen, krachten Karronaden und Gewehre der Desterreicher. Ein Kartätschenhagel entlud sich in die dicke Masse der Enterer.

Veräumbendes Jammergeschrei zerriß die Lüste. Rajstovic wischte sich eine Träne aus dem Auge.

„Ich konnte nicht anders,“ murmelte er vor sich hin; „bei Gott, ich konnte nicht anders!“

Die Generalsalve hatte in einem Augenblick das Verdeck des Schooners mit Leichen besät. Von achtzig bis neunzig Mann, welche vor der Salve aufrecht standen, waren mindestens siebenzig gefallen. Das Wehgeheul der Verwundeten war gräßlich.

Nur der brasilianische Kapitän wurde hiervon nicht gerührt. Bloss vier Matrosen hatte er zu seiner Verfügung. Er eilte mit ihnen in das Zwischendeck hinab und band auch den Rest der Sklaven los.

Unterdessen war das Duzend Neger, welches die letzte Salve überlebt hatte, von den Oesterreichern gefangen genommen worden. Man suchte ihnen begreiflich zu machen, daß man nichts Böses gegen sie im Schilde führe, im Gegenteil sie retten wolle. Sie schienen endlich zu verstehen und verhielten sich ruhig.

Der Schooner war mittlerweile bis zu den Luken des Zwischendeckes gesunken. Im letzten Augenblicke stürmten hundert bewaffnete Neger auf das Verdeck und wollten, geführt von dem brasilianischen Kapitän, den „Ernogorac“ entern.

Diesmal schrien ihnen ihre eigenen Brüder zu, man werde ihnen nichts zu Leide tun. Sofort warfen sich die Verzweifelten auf die Brasilianer, um sie zu töten. Der Kapitän entkam jedoch, indem er die Luke hinabsprang. Die Neger stürzten ebenfalls in den Raum, um die noch unten schmachttenden Weiber und Kinder zu befreien. Bevor dies jedoch geschehen konnte, erfolgte eine Explosion, der Hinterteil des Schooners ging in Stücke und das Schiff versank unmittelbar darauf. Offenbar hatte der rachsüchtige Brasilianer Feuer an die Pulverkammer gelegt.

Die während der Explosion auf dem Verdeck befindlichen Neger waren größtenteils mit dem Leben davon gekommen. Sie schwammen im Wasser umher und suchten sich mit Hilfe der einzelnen umhertreibenden Schiffsstrümmen auf der Oberfläche zu erhalten.

Schlimmer war es den noch im Zwischendeck angeschmiedeten Weibern und Kindern ergangen. Nur wenige waren dem Tode entronnen und selbst diese waren größtenteils schrecklich verstümmelt. Die Meisten hatten Arme und Beine in den Eisenringen gelassen, an welche sie geschmiedet waren. Man sah einzelne Schiffsplanen im Meere treiben, in deren Eisenringen menschliche Glieder hingen.

Von allen Seiten zerriß schreckliches betäubendes Gölle- und Wehgeschrei die Lüfte. Die schnell ausgesetzten Boote des Barkschiffes konnten leider nicht überall rechtzeitig an Ort und Stelle sein, die Hilferufenden aufzunehmen.

Werfen wir einen Schleier über diese schreckliche Szene!

Von den 360 Negern, welche auf dem Schooner verfrachtet waren, hatte der „Ernogorac“ 91 gerettet. Von seiner eigenen Mannschaft hatte Rajstovic zwei Tote und fünf Verwundete zu beklagen. Das Schiff hatte ebenfalls sehr gelitten: Vorbram-, Kreuzbram- und Kreuzstange, Klüberbaum und Bugstag waren abgeschossen, der Rumpf an verschiedenen Stellen durchlöchert.

Im Zwischendeck arbeitete Dr. Ramini an seinen Verwundeten. Der eine hatte einen Schuß in den Arm erhalten. Die Flintenkugel stak noch im Fleische. Unter dem kläglichen Wehzen des armen Burschen wurde sie herausgezogen.

Einem anderen war von einer Kanonenkugel der halbe Schenkel weggenommen worden. Eine Amputation schien unvermeidlich. Nachdem der Matrose betäubt worden, setzte der Arzt die Säge an und begann den Knochen durchzusägen. Das schrille Schlürsen der Säge ging durch Mark und Bein. Der Matrose, welcher seinen Freund zu halten hatte, sank ohnmächtig zusammen, ein anderer hielt sich die Ohren zu und enteilte dieser Stätte des Jammers.

Nachdem die weißen Seelente versorgt waren, kamen die verwundeten Neger dran.

Doch verschonen wir den Leser mit den Details dieser traurigen Beschäftigung.

„Wohin wollen wir zunächst steuern, Herr Kapitän?“ frug der Obersteuermann, nachdem wieder Ordnung geworden.

„Fragen wir die Neger, woher sie stammen.“

Dies hat Neptun bereits getan. Nach ihrer Explikation müssen sie aus Innerefrika kommen. Sie wurden in Loango eingeschifft.

„In Loango, dessen Küste ist nicht ferne. Sezen wir sie dort aus.“

„Welcher Punkt der Küste liegt uns am nächsten?“

„Nach meiner letzten Beobachtung das Kap Piedras.“

„Gut, so steuern wir auf dieses Kap los. Vielleicht erfahren wir dort Näheres über die Heimat der Unglücklichen.“

Nah dem Kap öffnete sich eine kleine Bai, in welcher der „Ernogorac“ vor Anker ging.

„Wir müssen hier gleich unsere Schäden ausbessern,“ meinte der Kapitän. „Holz wird hoffentlich vorhanden sein, um unsere abgeschossenen Stangen und durchlöchernten Planen durch andere ersetzen zu können.“

„Ja, ein Dorf!“ rief Dr. Ramini, indem er auf das Land zeigte.

Hinter einem niederen Hügel sah man einige Hütten auftauchen.

„Warum aber keine Einwohner sichtbar sind?“ bemerkte der Kapitän verwundert.

„Da sind sie schon!“ versetzte der Doktor, auf einige halbnackte, schwarze Gestalten zeigend, die den Hügel hinabließen und ein großes Geschrei erhoben.

„Wie sollen wir sie empfangen?“

„Freundlich jedenfalls. Zudem jedoch Vorsicht die Mutter der Weisheit ist, wollen wir auf der Hut sein. Kein Schwarzer darf unser Schiff betreten, bevor wir über die Verhältnisse dieser Gegend orientiert sind.“

Währenddem hatte der „Ernogorac“ Anker geworfen.

Am Strande versammelte sich nach und nach das ganze Dorf. Einige kühnere Neger bemannten mehrere Boote und versuchten es, an Bord zu kommen. Sie schienen überrascht, als man sie zurückwies.

„Schaluppe segelfertig gemacht, Geschütze gegen den Strand gerichtet!“ befahl Rajstovic.

„Wer wird denn an das Land gehen?“ frug Dr. Ramini.

„Ich selbst muß als Kapitän auf meinem Schiffe bleiben, aber wenn Sie Lust haben, übergebe ich Ihnen das Kommando der Expedition.“

„Sehr gütig. Wie viel Leute darf ich mitnehmen?“

„Den Untersteuermann zur Führung, sechs Matrosen zum Rudern der Schaluppe, den Bootsmann und sechs Matrosen als Eskorte nach dem Kraal, Neptun und einen der befreiten Sklaven als Dolmetscher; zusammen 16 Mann. Die Schaluppe führt eine zweispündige Drehbasse am Bug, Sie haben also nichts zu fürchten.“

Nach fünf Minuten war die Schaluppe ausgerüstet und stach in die See. Nach weiteren zehn Minuten lief sie an den Strand.

Eine weiße Flagge in der Linken, eine Pistole in der Rechten, stieg Dr. Ramini an das Land. Seine Eskorte und die beiden Neger umringten ihn, die Gewehre im Anschlag. Die sieben bei der Schaluppe zurückbleibenden Seelente taten desgleichen. Solche Vorsichtsmaßregeln waren jedoch überflüssig, denn die Eingebornen schienen keine feindlichen Absichten zu haben. Neptun und Tituti (so hieß der zweite Neger) hatten sich nach und nach verstehen gelernt.

„Geh, Tituti“, sagte Neptun zu ihm, „frage die Leute, wo sich ihr Häuptling befindet.“

Tituti gehorchte.

Die Eingebornen schienen ihn zu verstehen, denn sie antworteten ihm.

„Was haben sie gesagt?“ frug der Doktor.

„König Langori befindet sich in seinem Palaste.“

„Sapperlot, den zu sehen wäre ich neugierig.“

„Sie werden uns hinführen.“

(Schluß folgt.)

Die Verhältnisse von Industrie und Handel in Deutschland während des Jahres 1882.

Von Bruno Geiser.

Schon in vorigem Jahrgange der „Neuen Welt“ bin ich bemüht gewesen, unserm Leserkreise einige Aufklärung über die Verhältnisse der deutschen Industrie und des deutschen Handels, speziell in Rücksicht auf deren Beziehungen zum Welthandel zu vermitteln. Gegenwärtig liegen mir nun in der von dem Verein zur Förderung der Handelsfreiheit herausgegebenen umfangreichen und noch mehr inhaltvollen Broschüre „Deutschlands Industrie und Handel im Jahre 1882 mit besonderer Rücksicht auf die Zollpolitik, Auszüge aus den Handelskammerberichten für 1882“ ein trefflich präparirtes Material vor, welches mir eine sowohl bei weitem eingehendere und umfassendere, daher auch lehrreichere Berichterstattung erlaubt.

Selbstredend war ich bei der Benützung des Materials unangenehm des bedeutsamen Umstandes eingedenk, daß daselbe ausgewählt, gesichtet und zusammengestellt ist — von Beauftragten eben des, liberaler, manchesterlicher Parteipolitik dienenden, Vereins zur Beförderung der Handelsfreiheit, daher auf Objektivität in der Darstellung der Tatsachen sorgfältig geprüft werden muß, ehe es zur Grundlage einer selbständigen und vorurteilsfreien Kritik unserer wirtschaftlichen Lage tauglich wird.

Diese Prüfung wird mir ermöglicht, beziehentlich erleichtert durch die inbetracht kommenden Veröffentlichungen der statistischen Ämter des Reichs und der deutschen Einzelstaaten, abgesehen von den Originalen der wichtigsten Handelskammerberichte, welche ich überall da zu Rate gezogen habe, wo mir eine Parteilichkeit bei der Wahl der Auszugstellen zu Ungunsten der Zollpolitik der Reichsregierung und zu Gunsten freihändlerischer Bestrebungen, der Tendenz des Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit entsprechend, nicht ausgeschlossen schien.

Sollte irgend jemand nachweisen können, daß das Nachfolgende tatsächliche Unrichtigkeiten, wenn auch nur von wenig Belang, enthält, so würde er mich und jedenfalls auch die Leser der „N. W.“ zu besonderem Danke verpflichten, denn was ich hier wie sonst erstrebe und was allein unsern Lesern und dem Volke insgesammt, vorzüglich auch inbezug auf die wirtschaftliche Lage, frommen kann, ist allein die unverhüllte, ungeschminkte Wahrheit. —

Nun zuerst zu den genannten gegebenen Berichten.

Die Ältesten der berliner Kaufmannschaft haben in ihrem Handelskammerberichte die Zustände der gesammten deutschen Industrie und des deutschen Handels im In- und Auslande während des Jahres 1882 geschildert. Diese Schilderung lautet im Auszuge wie folgt:

Die deutsche Industrie, in fast allen Zweigen erstarkt in der zweiten Hälfte des Vorjahres und durch ihre günstigen Erfolge mit Vertrauen erfüllt, hat sich weder durch politische Beängstigungen, noch durch die Nebenwirkungen eines übrigens der Volkswirtschaft vorteilhaften milden Winters entmutigen lassen, sondern ist auf ihren Bahnen vorwärts geschritten, belebt von der Hoffnung, daß eine reichliche Ernte eine allgemeine Wendung zum Besseren herbeiführen würde. In der That übernahmen viele Zweige der Industrie aus dem Vorjahre ein regeres geschäftliches Leben und lebhaftere Umsätze. Der Kreis der Konjumenten hatte sich durch die guten Preise, welche bis in den Juli l. J. die Landwirte für ihre Produkte erhielten und durch die regelmäßigeren Beschäftigung, deren sich die industriellen Arbeiter zunehmend erfreuten, vermehrt. Einige landwirtschaftliche Gewerbe, insbesondere die Brennerei und die Rübenzuckerfabriken erfreuten sich hoher Blüte; die Kartoffelernte von 1882 fiel dagegen ungleich dürftiger aus in Quantität und Qualität; vielfach hat Getreide, soweit es weniger für menschliche Nahrung geeignet war, auszuweichen müssen. Die Spiritusproduktion konnte im Herbst nicht gleichen Umfang wie in der Brennfaçon erlangen; und da ihr der großartige Export

derselben nicht zur Seite stand, gingen die Preise von August bis Dezember abwärts. Die Rübenzuckerindustrie hat sich dagegen im Verlauf des Jahres fortwährend erweitert, und in allen Teilen Norddeutschlands (Sachsen, Hannover, Holstein, Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Posen, Schlesien) immer weiter ausgebreitet, stützte sie sich auf eine abermals sehr reichliche, wenn auch hin und wieder qualitativ weniger befriedigende Ernte und ziemlich gleichmäßige Exportfrage, doch mußte die ungemein große Produktion schließlich auch auf die Preise Einfluß gewinnen.

Die im ganzen günstige Lage der Montan-Industrie beruhte weniger auf der Zunahme der Ausfuhr als auf der vielseitigen und regelmäßigen Tätigkeit der Gewerbe, welche des Eisens und der Kohle bedürfen. Wohl ist 1882 die Ausfuhr von Eisenerzen, Eisens- und Stahlstein erheblich höher gestiegen, aber die Ausfuhr von Roheisen, Bruch Eisen ist erheblich gesunken (die Einfuhr dagegen gestiegen); auch in Stabeisen, Radkranz- und Pflugschareisen, in Eck- und Winkel Eisen, in Schienen und anderem eisernen Eisenbahnmaterial ist die Ausfuhr gesunken, und nur in Eisenplatten und Blechen, in Eisendraht (von 1 594 162 auf 2 274 196 D.-Ztr.), in groben Eisengußwaaren, Kanonenrohren und Amboffen, schmiedeeisernen Röhren, in Drahtstiften und in feineren Eisenwaaren zeigt sich ein mehr oder weniger bedeutender Fortschritt der Ausfuhr. Auch der Steinkohlenerport ist von 74 582 475 D.-Ztr. auf 76 315 350 gestiegen. Der Haupthebel für die Montanindustrie war aber die fortgeschrittene Belegung der auf Kohlen und Metalle angewiesenen Industrien. Die zunehmende Beschäftigung der Hochofen, der Eisen- und Stahlwerke, sowie der Kohlenförderung brachte selbst einen vermehrten Bedarf an maschinellen Einrichtungen mit sich.

Auch Berlin, wiewohl dessen Großindustrie zum Teil unter ungünstigen Bedingungen arbeitet und durch die Konkurrenz der Provinzen bei Submissionen an unserem Platz nicht selten aus dem Felde geschlagen wird, nahm doch auch einigermaßen Teil an der lebhafteren Tätigkeit der betreffenden Gewerbe und an den umfangreichen Aufträgen der Staats- und Privatbahnen. Die Gießerei hat sich jedenfalls auf der Höhe des Vorjahres behauptet; in Konstruktionen für Bauzwecke lag nicht der gleiche Bedarf vor; der Lokomotivbau ist stärker, wenn auch nicht lohnender betrieben worden. Der Werkzeugbau war lebhaft beschäftigt; für Militärzwecke ward ganz erheblich gearbeitet; landwirtschaftliche Maschinen, Brauereiparate u. dgl. fand guten Absatz; Nähmaschinenfabrikation steigerte ihre große Tätigkeit. In ganz Deutschland hatte diese Großindustrie mit den erhöhten Roheisen- und Walzeisenpreisen zu rechnen. Die Preise der fertigen Waare ließen, zumal bei der ungemainen inländischen Konkurrenz, nur einen schmalen Gewinn übrig; indes war es ein wertvoller Umstand für unsere Industrie, daß sie so ziemlich unausgesetzt beschäftigt blieb. Wesentlich war es für die deutschen Werke und für die Eisenindustrie überhaupt, daß die deutschen Werften ganz ungewöhnlich beschäftigt waren. Hierzu trugen mehrere Umstände bei: der große Auswanderertransport, der allmähliche Uebergang von Segelschiffen zur Dampfschiffahrt, vom Holzschiff zum Eisenschiff, also die Notwendigkeit, zahlreiche Dampfer zu bauen, endlich die vermehrte Benützung der Wasserstraßen.

Wenden wir uns nun zu der zweiten Hauptgruppe des deutschen Gewerbes, zur Textilindustrie, so war dieselbe begünstigt durch verhältnismäßig billige und überwiegend stabile Preise der Rohmaterialien; die Baumwollenpreise blieben in der ersten Hälfte des Jahres ziemlich stationär, gingen erst im Juli und August, zumteil infolge der ägyptischen Entwicklung höher, wichen seit Mitte August in Aussicht auf eine große amerikanische Ernte. Wolle beharrte bei reichlicher

Zufuhr und starkem Konsum fast unverändert auf demselben Preisniveau; Flachß war namentlich im ersten Vierteljahr sehr billig infolge der reichlichen Ernte Rußlands 1881 in diesem Gewächs und seiner sinkenden Valuta und ging erst später etwas höher, als man die russische Ernte von 1882 etwas weniger günstig tagirte. Rohseide wurde seit der Ernte um einige Mark höher gehalten, als im vorigen Jahre; ging aber in der zweiten Hälfte des Jahres, trotzdem die Ernte einen Ansfall in der Qualität erlitten hatte, wieder abwärts. Aus den Berichten, welche über die Hauptdistrikte der Textilindustrie veröffentlicht sind, ist es zu ersehen, daß die Nachfrage des Auslandes eine noch lebhaftere, für mehrere Zweige auch die des Auslandes noch eine erheblichere gewesen ist, als im Vorjahr. Da und dort tritt auch eine Lohnerhöhung hervor, und allgemein ist eine regelmäßiger Beschäftigung der Arbeitskräfte zu erkennen. Jedoch machte sich in mehreren Branchen gegen Ende des Jahres eine gewisse Abschwächung bemerkbar, teils infolge der Witterung, teils weil auf Veranlassung sinkender Rohstoffpreise (Baumwolle) die Halb- und Ganzfabrikate nicht mehr die ihnen früher bewilligten Preise erlangen konnten, teils weil die ausländischen Märkte überfüllt waren, die weiteren Zoll erhöhungen Rußlands das Geschäft nach dort fast völlig lahm legten und in den Vereinigten Staaten das Schicksal der Zolltarifrevision gänzlich im Ungewissen lag.

Die chemische Industrie hat sich in Deutschland in günstiger Lage befinden. Unter anderem wird Soda stark fabrizirt und neue Fabriken wurden errichtet, aber auch der Konsum steigt. Die Einfuhr hat weiter abgenommen. Die Kaliindustrie erweitert sich, die Preise von Soda, Chloralkali, Glaubersalz, Salpeter, Borax, Säuren blieben das ganze Jahr mit geringen Schwankungen unverändert; Industriezweige, welche große Mengen von Chemikalien verwerten, wie Glas-, Steingut-, Emaillegeschirz-, Papierfabriken befanden sich in günstiger Lage; nur künstliche Soda und Pottasche gingen im Preise etwas abwärts. Die Farbfabrikation vergrößert sich fortwährend und ihr Export ist im Steigen begriffen. Auch Farbhölzextrakte werden in Deutschland jetzt zunehmend hergestellt. Natrium hat in badißchen Fabriken einen großen Aufschwung genommen und verdrängt die englische Konkurrenz. Der Spezialbericht über Drogen läßt erkennen, daß in mehreren wichtigen Artikeln dieser Branche der gewerbliche Fortschritt in Deutschland die Beziehungen von auswärts überflüssig gemacht hat. Auch die Herstellung und Verwendung künstlicher Düngemittel hat sich infolge Erweiterung der Zuckerrübenkultur und Verschlechterung des Peruguano nicht unwesentlich vergrößert, sie hatte ein sehr lebhaftes Frühjahrsgeschäft; der Herbst täuschte mit der großen Rasse, die es den Landwirten teilweise unmöglich machte, die Felder genügend zu bestellen, die gehegten Hoffnungen.

Die Papierfabrikation befand sich in erträglicheren Verhältnissen; der Verbrauch zu gewerblichen Zwecken hat, seitdem man in Deutschland die Nothwendigkeit erkannt hat, auf Verpackung und Ausstattung im Waarenverkehr größeren Wert zu legen, erheblich zugenommen. Holzschleifereien und Strohhofabriken sind schon in Ueberzahl entstanden und haben sich technisch vervollkommenet. War manchen unter ihnen das Frühjahr mit seinem niederen Wasser nicht günstig, so war es umsomehr das zweite Semester mit hohem Wasserstand. Die Produktion dieser Surrogate hat sich außerordentlich gemehrt, Preise sind natürlich in der zweiten Hälfte des Jahres gesunken. Auch Lumpen sind im Preise abwärts gegangen. Die Nachfrage und Vorliebe für besseres Papier hat zugenommen. Die wesentlich vermehrte Tätigkeit der Fabriken ließ in den letzten Monaten die Papierpreise wieder etwas sinken, zumal Oesterreich fort und fort lebhaft konkurriert. Doch hat die Einfuhr 1882 etwas abgenommen, die Ausfuhr recht erheblich zugenommen. Auch die Herstellung von Kartonnagen ist bedeutender als je gewesen.

Von den einzelnen Zweigen der Lederindustrie erfreuten sich die Kalblederfabrikation im Elsaß, in den Rheinpro-

vinzen und in Sachsen, für welche meist über Berlin enorme Importe von Rohwaare aus Rußland bezogen wurden, ferner die Glacélederfabrikation Berlins, Magdeburgs, Münchens und anderer Plätze, die Koflederfabrikation Berlins besondern Aufschwung; auch die Gerberei ostindischer Ripse zeigt sich befriedigt; weniger günstig war bei teuren Einkaufspreisen von Häuten und zu Zeiten mangelndem Absatz die Sohlledergerberei situiert; auch die Fabrikation von Geschirz-, Sattler- und Maschinen-Riemenleder ist wenig befriedigt.

Deutsche Rindhäute gingen stark nach Amerika und Rußland, nach letzterem Lande auch trotz der Zoll erhöhungen nach Mitte des Jahres. Die erhebliche Mehrausfuhr belegt die Statistik für 1882. Sie läßt auch das Steigen der Ausfuhr in allen Sorten Leder erkennen.

Die Schuhwaarenfabrikation hat an einzelnen Plätzen Deutschlands (Mainz, Stuttgart, Erfurt, Berlin) eine große Ausdehnung erlangt und ist auch im vorigen Jahr fortgeschritten; aus Dresden werden erfolgreiche Exportversuche gemeldet.

Die Gummiwaarenfabrikation ist trotz des hohen Standes der Rohstoffpreise, da die Verwendung des Artikels für technische und viele andere Zwecke fortdauernd zunimmt, hinter der vorjährigen Produktion nicht zurückgeblieben; sowohl die Einfuhr des Rohstoffs, als namentlich der Export der Fabrikate (sowohl Waaren als Gewebe aus Gummi) zeigt im Jahre 1882 eine Vermehrung.

Die Gold- und Silberwaarenfabrikation Deutschlands befindet sich überall (auch in Süddeutschland) in dem schwierigen Uebergang von der Duzendwaare geringer Qualität und beispellos billigen Preises zum soliden, guten, stilgerechten, mehr kunstgewerblichen als handwerklichen Fabrikat, und dieser Uebergang ist schwierig, die zu machenden Auslagen sehr groß, denn die Kundschaft muß selbst erst erzogen werden. Daß dies allerdings schwer aber doch mit einigem Erfolg geschieht, zeigen die Berichte aus Württemberg, Baden, Köln und Berlin. Von einem größeren Gewinn kann vorläufig nicht die Rede sein; aber aus Baden z. B. wird von Vermehrung und besserer Bezahlung geschickter Facharbeiter berichtet. Frankfurt a. M. berichtet von Export nach England und Frankreich.

Die Herstellung musikalischer Instrumente weiß fortwährend steigende Exportziffern auf; im Jahre 1881: Fortepianos und Klaviaturen 53 669 D.-Ztr., 1882: 67 412 D.-Ztr., andere musikalische Instrumente 1881: 29 459 D.-Ztr., 1882: 35 544 D.-Ztr. Auch der inländische Bedarf ist fort und fort im Wachsen, so daß man aus den sächsischen, süddeutschen und preußischen Fabrikationsstädten fast nur Günstiges über die Lage der Industrie vernimmt. Die große Konkurrenz läßt aber auch in dieser Branche einen Druck der Preise wahrnehmen. Der Export der Fortepianos geht überwiegend nach überseeischen Ländern über Hamburg, England, Niederland, doch ganz beträchtliche Mengen auch nach Rußland, Oesterreich und Schweden.

Die deutsche Möbelindustrie hat durch die kunstgewerbliche Richtung der letzten Jahre neue Impulse erhalten und findet auch in anderen Ländern vermehrte Kundschaft. Das geht nicht allein aus den Erfahrungen Berlins, sondern auch aus den Berichten aus Stuttgart, Mainz und anderen Städten hervor. Die deutsche Ausfuhrstatistik läßt ein Aufsteigen der Ausfuhr von Tischler-, Drechsler-, Wöttcher- und Wagnerarbeiten von 219 535 D.-Ztr. im Jahre 1881 auf 225 362 D.-Ztr. 1882; von geschnittenen Fourniren und Parketböden von 7058 auf 10 351 D.-Ztr.; von Möbeln und Möbelbestandteilen von 19 591 auf 23 858 D.-Ztr. bemerken.

In Nürnberger, Sonneberger und sächsischen Spielwaaren zeigte sich im ersten Semester eine umso belebtere Fabrikation, als Zoll erhöhungen in Frankreich, Rußland und Schweden bevorstanden und der Absatz in Nord- und Südamerika rege war; die Exporthäuser werden die Schwierigkeiten des französischen Tarifs zu überwinden suchen; da der Zoll nunmehr nach Gewicht erhoben wird, werden sie die am stärksten betroffenen großen und schwerwiegenden Artikel durch kleinere mit geschmack-

voller und solider Ausführung erzeuget. Diese Richtung hat bereits Erfolge erzielt und ist für die Industrie selbst heilsam. Die deutschen Spielwaaren in ihrer Eigenart vom französischen Markt zu verdrängen, wird nie gelingen. Die Ausfuhr Deutschlands in feinen Holzwaaren ist 1882 von 109 623 auf 118 751 D.-Ztr. gestiegen.

Die Schwarzwälder Strohschletereier wird durch die Flecht- schulen im besten Gange erhalten.

Die deutsche Glasindustrie hat sich in den letzten Jahren entschieden gehoben, auch 1882 wieder recht gute Fortschritte gemacht. Nur in rohem ungeschliffenen Spiegelglas findet noch eine sehr starke Einfuhr von außen statt, welche die inländische Industrie nicht aufkommen noch weniger zu erträglichen Preisen gelangen läßt; wenn sie zeitweise sich in etwas besserer Lage befand, verdankte sie es dem Export nach Amerika (Nürnberg). Alle anderen Glaserzeugnisse, Fensterglas, Hohlglas, Preßglas, Beleuchtungsartikel, Milch- und Malbasterglas, geschliffenes, polirtes, decorirtes Glas erfreuten sich guter Nachfrage und zumteil gehobener Preise, und der Export ist in allen Artikeln 1882 erhöht worden.

Auch der Export von Porzellan hat sich vermehrt, im Inlande konkurriren überaus zahlreiche Fabrikationsstätten, so daß die Preise gedrückt bleiben. Die königliche Manufaktur tut sich hervor durch neue, vorzügliche Dekorationen und durch Glasuren von herrlicher Leuchtkraft. Auch für die königliche Porzellanmanufaktur scheint sich der Geschäftsgang günstiger gestaltet zu haben.

Ueber die Steingutfabrikation wird aus mehreren Betriebsstätten besseres als bisher berichtet.

Die süddeutsche Uhrenfabrikation, zu Anfang des Jahres wegen geringer Nachfrage stagnierend, fand allmählich wieder flott zu tun, klagt aber über gedrückte Preise. Die wenig zahlreichen Taschenuhrenfabriken in Schlesien und Sachsen haben prächtigen Fortgang genommen. In Pendulen, Regulatoren, Turmuhren, Kontrolluhren, Uhrwerken zu technischen Zwecken wird in Deutschland tüchtiges geleistet und auch nach Außen Absatz gefunden. Der Aufschwung der inländischen Kunstguß- und Bronzeindustrie hat die ausländischen Stuzuhren verdrängt.

Die Goldleistenfabrikation behauptete ihren Absatz nach England, Frankreich, Spanien, sowie nach Irland.

Die Steinrußknöpfe haben den größten Teil des Jahres unter der Bevorzugung der Metallknöpfe etwas gelitten, hatten aber im vierten Quartal wieder flotten Absatz.

Die Hutfabrikation Deutschlands hat sich immer mehr, selbst inbetreff des Seidenhutes (Cylinders), von Paris emanzipirt. Berlin ist für den Seidenhut im Inlande ziemlich tonangebend geworden und von Einfluß auch auf Schweden und Dänemark; die Haarfelzhüte liefern süddeutsche Fabriken unter lebhafter Konkurrenz Oesterreichs; in den Wollfelzhüten ist Berlin am produktivsten; neben ihm Frankfurt a. D., Ludenwalde, Brandenburg, Kottbus; in den Strohshüten prävaliren Breslau und Dresden; der Sommer war letzteren nicht günstig.

Die Brauereien dürften wohl bei zunehmendem Konsum und bei mäßigen Hopfenpreisen, während die Braugerstenpreise sich durch den größtentheils unentbehrlichen Bezug aus Mähren, Ungarn und Rumänien verteuerten, ein ziemlich befriedigendes Geschäft bis zur nächsten Ernte gemacht haben; seit dem Herbst

ist Hopfen bedeutend im Wert gestiegen und Braugerste muß gleichfalls, weil im Inlande vielfach verringert, zum großen Teil dem Auslande entnommen werden. Bier bildet einen überall willkommenen Exportartikel Deutschlands. Der letztjährige Export betrug 1 285 475 D.-Ztr.

Die Tabakindustrie hat sich auch im vorigen Jahre nicht belebt. Der Konsum hat sich stark gemindert; Export der Fabrikate ist seit Erhöhung der Steuer enorm zurückgegangen und ist auch erst seit dem 1. Dezember 1882 zu erhöhten Steuerrückvergütungsätzen möglich. Aber diese Sätze gelten nur für Fabrikate aus inländischen Blättern.

Auch die Mühlenindustrie lag größtenteils darnieder, bis zur Beseitigung des Identitätsnachweises zu Gunsten der Exportmüllerei. Infolge des Eingangszolls auf Getreide hatte der Mehlexport nach dem Auslande zumteil aufgehört, weil die Rückvergütung auf importirtes Getreide, wegen des in der Praxis sich herausstellenden schwierigen Nachweises der Quantität, nicht benutzt werden konnte. Hollands, Schwedens und Dänemarks Mühlenindustrie macht sich diese mißliche Lage der deutschen seit 1880 bestens zunutze; die Quantitäten Mehl, welche unsere Mühlen für das Ausland erheischen, drücken auf den innern Markt; das Mühlengeschäft wurde unrentabel. Der Uebelstand wurde erst durch das Reichsgesetz vom 23. Juni 1882 gemindert, das auf die Klausel des Identitätsnachweises verzichtete und zugleich den Mühlen steuerfreie Lager gestattete, und nun gilt es, das verlorene Terrain im Ausland erst wieder zu erobern. Einigen Einfluß scheint die Einrichtung schon geäußert zu haben; denn von Weizenlagern (Gesetz vom 23. Juni 1882) sind in Deutschland seit 1. Juli 567 280 D.-Ztr. exportirt. Daß sich seitdem die Mühlenindustrie wieder gehoben hat, bezeugen Berichte u. a. aus Halle, Nürnberg, Gleiwitz, Glogau, Holzstein; dagegen ist das Hauptabzagebiet von Görlich, Böhmen, durch die österreichischen Zölle verschlossen worden. Mehrere Mühlen dort haben fallirt. In Berlin hat man von oben erwählter Erleichterung wenig Gebrauch gemacht, weil gleichzeitig verlangt wird, daß Verkäufe von Getreide nicht ohne Genehmigung der Steuerbehörde stattfinden. —

Soweit der Bericht der Aeltesten der berliner Kaufmannschaft. Danach befanden sich im Jahre 1882 also folgende deutsche Industriezweige in hoher Blüte, beziehentlich in entschiedenem und erheblichen Fortschritte: die Brennerei und Nüßenzuckerfabrikation, die Nähmaschinenfabrikation, die chemische Industrie, die Holzschleiferei und Strohstofffabrikation, die Fabrikation der feinen Lederarten, die Schuhwaarenindustrie, die Fabrikation musikalischer Instrumente, die Spielwaarenindustrie und die Glasfabrikation.

Im ganzen günstig oder wenigstens günstiger als in den Vorjahren hatte sich die Lage gestaltet der Montanindustrie, der Maschinen- und Werkzeugbau, der Textilindustrie, der Papierfabrikation, der Gold- und Silberwaarenindustrie, der Möbelfabrikation, der Strohschletereier, der Porzellan- und Steingutfabrikation, der Uhrenindustrie, der Hutfabrikation und der Brauerei.

In entschieden ungünstiger Lage und im Rückgange befanden sich nur die Tabak- und Zigarrenfabrikation und die Mühlenindustrie, welche letztere sich jedoch stellenweise gegen Ende des Jahres wieder etwas zu heben begann.

(Schluß folgt.)

Der Alchemist.

Die den alchemistischen Bestrebungen zugrunde liegende Anschauungsweise ging von dem hochberühmten griechischen Philosophen Aristoteles aus, der gelehrt hatte, daß alle Körper aus ein und derselben Gesamtmaterie beständen und nur mit verschiedenen Eigenschaften ausgestattet seien.

Von der Mitte des achten Jahrhunderts der christ-

lichen Zeitrechnung an wurde dieser wissenschaftliche Grundgedanke von den seit 711 in Spanien festsetzenden Arabern zu einer völlig durchgearbeiteten Theorie erweitert, wonach alle Metalle aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt seien, „von deren Mengenverhältnis und verschiedenem Grade der Reinheit die Natur des Metalls abhängt. Beiden Metallen wurden Namen

(Fortsetzung statt Schluß.)

darstellbarer Stoffe beigelegt, Schwefel und Quecksilber; die angenommenen Bestandteile teilen jedoch nicht alle die Eigenschaften der darstellenden Substanzen gleichen Namens; der Schwefel und der Mercurius der Metalle haben von dem gemeinen Schwefel und dem gemeinen Quecksilber den Namen und sollen darin in großer Menge enthalten sein, aber die Eigenschaften sind dessenungeachtet verschieden.“*)

Der arabische Alchemist Geber (im 8. Jahrhundert) mit seinem vollständigen Namen Abu-Mussa-Dhafar-al-Soffi, geht von dieser Theorie aus und legt dar, daß Gold und Silber reich sei an reinem Quecksilber und reinem Schwefel, Gold enthalte weißen Schwefel und Silber roten; „in den anderen Metallen seien die Grundbestandteile weniger rein, gröber, der Schwefel auch von verschiedener Färbung.“**)

Wer sich nun zu dieser wissenschaftlichen Theorie bekannte, dem konnte es nicht allzuschwer und keinesfalls unmöglich erscheinen, Gold und Silber aus anderen Metallen herzustellen, handelte es sich doch nur darum, das Quecksilber und den Schwefel, die in allen Metallen vorhanden waren, gehörig zu reinigen und zu verfeinern.

Daher waren denn auch alle Gelehrten jener Zeit, die sich mit der Naturwissenschaft befaßten, und das waren fast immer Ärzte, Alchemisten.

Den theoretischen Auseinandersetzungen Gebers fügten die nächsten Jahrhunderte nichts, was wissenschaftliche Bedeutung gehabt hätte, hinzu, — dagegen verbreitete sich vom 10. Jahrhundert an die Alchemie von den Arabern auf die abendländischen Völker. Auch bei diesen waren alle hervorragenden Gelehrten Alchemisten, eine Tatsache, die den Anschein des Wunderlichen verliert, wenn man bedenkt, daß die geistig hervorragenden Leute des Mittelalters in allen Wissenschaften tüchtig sein, das ganze Wissen ihrer Zeit in ihrem Kopfe vereinigen mußten.

Borzüglich im dreizehnten Jahrhundert treten uns aus der großen Zahl der Alchemisten glänzende Namen entgegen. Albertus Magnus, d. h. Albert der Große, wie der im Jahre 1193 geborene und 1280 gestorbene Universalgelehrte Albert Graf von Bollstädt genannt wurde, ferner der nicht minder hochangesehene Engländer Roger Bacon, von 1212 bis 1294 lebend.

Albert der Große, der dem Mönchsorden der Dominikaner angehörte, hat sich das Verdienst erworben, durch eine Zusammenstellung der Forschungen des Aristoteles und der byzantinischen, arabischen und jüdischen Kommentare derselben in einer großen Schriftenammlung der scholastischen Wissenschaft seiner Zeit die Grundlage der Aristotelischen Philosophie gegeben und außerdem auf dem Gebiete der Naturwissenschaften die Aristotelische Lehre durch eigene Errungenschaften erweitert zu haben.

Für seine Zeit war er mit Recht der Doctor universalis, mit Unrecht aber auch ein Hexenmeister, dagegen ist er heute noch als eine der bedeutendsten Erscheinungen der Wissenschaften anzuerkennen.

Der kaum um zwei Jahrzehnte später geborene britische Franziskaner Roger Bacon überragt Albert den Großen noch an wissenschaftlicher Bedeutung, — er muß schlechthin als einer der großartigsten Geister aller Zeiten genannt werden.

Auch für ihn haben die Zeitgenossen einen ehrenden Beinamen, — er war ihnen der Doctor mirabilis (der Wunderbare), — und wunderbar in der That ist, wie außerordentlich weit dieser Mann seiner Zeit an wissenschaftlicher Erkenntnis voraus war.

Er begründete die realistische Richtung in den Naturwissen-

schaften und kämpfte mit großer Entschiedenheit gegen die Unfruchtbarkeit der scholastischen Philosophie an. Zugleich erstrebte er eine Reform des gesammten Unterrichtswesens, der Kirche und der Religion im Sinne desjenigen Humanismus, welcher die Kirchenreformation des 16. und 17. Jahrhunderts einleitete und ermöglichte.

Dabei machte er eine ganze Menge wichtiger Erfindungen und Entdeckungen; so erfand er die Vergrößerungsgläser, ferner ein im Wasser brennendes, vermutlich von phosphorartigem Körper herrührendes Feuer, dann einen aus Schwefel, Salpeter und Kohle zusammengesetzten Explosivstoff, eine Art Schießpulver, mit dem er den Blitz nachmachte u. v. a. m. Zu seinen wichtigen Entdeckungen gehörte seine Lehre der Strahlenbrechung und Perspektive, und besonders auch seine Erkenntnis der Irrtümer des Julianischen Kalenders, dem er einen dem exakt richtigen sehr nahe kommenden selbstangefertigten Kalender gegenüberstellte.

Auch Roger Bacon galt seiner Zeit als Zauberer, aber ihn, den mit den Irrtümern damaligen Geisteslebens scharf ins Gericht gehenden Neuerer, ließen die Mächtigen der Kirche und des Staates nicht so unbehelligt als Albert den Großen. Er ward verkezert und verfolgt und endlich auch in den Kerker geworfen, wo er zuletzt nicht weniger als zehn Jahre schmachtete, bis ihn einflußreiche Verwendung für den kurzen Rest eines nur der Wahrheit und dem Menschenwohl zugewandten Forscherlebens befreite. Auch Arnold de Villanova, oder Arnoldus Villanovanus, und Raimund Lull — oder Lullus — waren große Gelehrte und nach manchen Richtungen hin Förderer der Wissenschaft, letzterer besonders in bezug auf Grammatik, Logik und Dialektik; ihm schreibt man auch in der Alchemie große praktische Erfolge zu, während Albertus Magnus und Roger Bacon mehr als theoretische Alchemisten anzusehen sind.

Lullus soll nämlich unter anderem, während er sich in London aufhielt, für den König Eduard I. die stattliche Menge von 50000 Pfund Quecksilber in Gold verwandelt haben, aus dem alsdann die Rosenobel genannten Goldstücke geprägt worden seien. Er selbst rühmt sich auch alle Edelsteine und Perlen anfertigen zu können, und zwar aus geheimnisvollen erdigen Wassern, die mit einer ebenso geheimnisvollen färbenden Flüssigkeit behandelt werden mußten.

Lullus blieb für lange Zeit der bewunderte Lehrmeister der Alchemisten; die nachkommenden waren nichts als Nachseiferer und Nachahmer und keiner von ihnen hat sich in den Wissenschaften zu einer so bedeutenden Stellung emporgeschwungen wie er, oder wie sie gar Albert der Große und Roger Bacon erreicht haben.

Den Stein der Weisen behaupteten gleich Lullus aber viele zu besitzen und gleich ihm behaupteten sie, wovon man während der Jahrhunderte vor Lullus nichts geschrieben hatte, daß dem Stein der Weisen auch univierselle Heilkräft zukomme.

Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts trat wieder ein Alchemist von selbständiger wissenschaftlicher Bedeutung auf, Basilinus Valentinus genannt, der in der Chemie und Medizin reformirend wirkte, indem er sie auf eine ganze Reihe sorgfältiger Beobachtungen zu begründen suchte, auf chemischem Wege Arzneimittel darstellte und vielerlei Entdeckungen machte.

So erwähnt er zuerst des Wismuts und des Zinks, entdeckte das Knallgold, dessen explosirende Eigenschaft er beschrieb, und die Salzsäure, die er aus Vitriol und Kochsalz darstellte. Auch Quecksilberalpeter und Bleizucker stellte er zuerst dar und lehrte zuerst die Präparate des Antimon (Spießglanz) genauer kennen.

Neben so manchem anderen noch hat ihm die Nachwelt auch die ersten Spuren eines einigermaßen ausgebildeten Verfahrens in der quantitativen chemischen Analyse zu danken.

(Schluß folgt.)

*) Kopp, Geschichte der Chemie, Braunschweig 1843, Bd. I S. 45 u. 46.

**) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, Bd. X, Entwicklung der Chemie von Hermann Kopp, München 1873, S. 14.

Poetische Aehrenlese.

Ewige Jugend.

Von Adolf Friedrich Graf v. Schack.

Schön war's, als aus dem Morgenrot
Mein Leben anhub aufzustrahlen,
Und mir die Lust in vollen Schalen
Die reichsten ihrer Spenden bot;
Doch nicht die Jugend, schnell verweht
Und bleichend mit den braunen Haaren,
Ich preise die, die nie vergeht
Und schöner aufblüht mit den Jahren.

Das Götterbild, das immerdar
Ich feierte mit Hymnenfange,
Sie schütz' es, daß es ewig prange
Auf meines Herzens Weihaltar,
Und meine Leier stimme sie,
Daß alles Herrliche und Schöne
In voller sel'ger Harmonie,
Aus ihren Saiten wiedertöne!

Sie trage aufwärts meinen Geist,
Auf daß er hoch und höher ringe,
So wie in Jugendkraft die Schwinge
Den alten Aar nach oben reißt;
Er schwebe, himmelsluftgewiegt,
Indes, vom Lichtglanz ungeblendet,
Er auf die Welt, die unten liegt,
Die Sonnenblicke niedersendet.

Häuft dann des Alters Wintertag
Den letzten Schnee auf meine Locken,
Nicht schrecken mich die weißen Flokken,
Ich weiß, ein neuer Lenz folgt nach;
Und heller noch, als da ich jung,
Wie Abendrot der Alpen Firne,
Umlendete mir Begeisterung,
Wenn sie zum Grab sich neigt, die Stirne.

Gedrückt hat so der Genius
Dem einundachtzigjäh'gen Greise,
Dem hehren Sophokles, noch leise
Auf Stirn und Mund den Weihekuß;
Und während er im Morgenlicht
Sein Opfer bracht' am Auserherde,
Noch auf den Lippen ein Gedicht,
Ward er entrückt von dieser Erde.

Unsere Illustrationen.

Fürst Roman Galizki verweigert der Gesandtschaft des Papstes Innocenz III. die Annahme des katholischen Glaubens. (Bild S. 426, 27.) Die Statthalter dessen, der gesagt hatte, mein Reich ist nicht von dieser Welt, setzten sich gegen dieses Wort ihres Meisters in besonders grellen Widerspruch. Ihr Reich war sehr von dieser Welt, und ihre Herrsch- und Eroberungslüste waren noch um verschiedene Pferdekraften stärker als die der weltlichen Mächthaber. In der langen Reihe der Päpste ragen in dieser Hinsicht besonders zwei hervor: Gregor VII. und Innocenz III. Jener, besonders bekannt durch seine Händel mit Kaiser Heinrich IV., der den berühmten Gang nach Canossa zu ihm machen mußte, hatte zuerst die unbeschränkte Oberherrschaft der Hierarchie über alle weltlichen Mächte mit aller Energie angestrebt und Innocenz III. suchte das Werk Gregors zu vollenden. Er verschaffte dem Grundsatz Geltung, daß die Kirche über dem Staat, das geistliche Oberhaupt über dem weltlichen stehe, daß die Macht sämtlicher Fürsten nur ein Ausfluß der päpstlichen sei und folglich alle Gewaltigen der Erde sich vor der höheren Autorität des Papstes beugen und denselben als obersten Lehnsherrn und Schiedsrichter anerkennen müßten. Wie am Himmel — schrieb er einst — zwei große Lichter strahlen, die Sonne und der Mond, so leuchten am Firmament der Menschenwelt die päpstliche Hoheit und die königliche Gewalt. Wie aber der Mond das kleinere Licht ist und von der Sonne sein Licht empfängt, so erhält auch die königliche Macht den Glanz ihres Amtes von der päpstlichen Hoheit, mit welchem Satz jedoch der geistvolle, gebildete und freisinnige Friedrich II., dessen Regierung einen fortwährenden Kampf zwischen Kaiser- und Papsttum darbietet, keineswegs einverstanden war. Wie diese herrschsüchtigen Päpste sich mit dem angeführten Wort Jesu zurechtfinden, ist schwer zu sagen; vielleicht aber dachten sie wie der schwäbische Pfarrer Plattich, der einmal heftig gegen alle weltliche Lustbarkeit, besonders auch gegen das Weintrinken, eiferte. Als ihm hierauf jemand bemerkte, daß Jesus selbst auf der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelt habe, meinte er lakonisch: „Hätt's auch können bleiben lassen.“ — Es verriete indes große Beschränktheit, wollte man die teokratischen Bestrebungen der römischen Bischöfe lediglich auf kleinliche, selbstsüchtige Be-

weggründe zurückführen. Ihr Ziel war ein universelles, ideales, in seiner Grundidee gar nicht unberechtigtes: sie proklamirten die Suprematie des Geistes über die Staatsgewalt, und manchmal griff in der That die Hierarchie als Korrektiv der weltlichen Mächte heilsam in den Gang der Geschichte ein, und es wäre das gewiß in noch weit höherem Grade der Fall gewesen, wenn sie von der Vernunft statt vom Dogma befeelt gewesen wäre. Jede absolute Machtstellung aber, welche keiner Kontrolle unterworfen ist, artelet leicht in Mißbrauch aus, die idealen Ziele werden allmählich außer Acht gelassen und dem Gesichtskreis entrückt, das Streben für das Gemeinwohl schrumpft zu egoistischem, egoistischem Wollen ein, die Grenzen des Rechts und der Vernunft werden nicht mehr respektirt, Rücksichtslosigkeit und Willkür treten an die Stelle des Prinzips. Dies zeigt sich in der Glanzperiode der Hierarchie ebensowohl wie in den verschiedenartigen Formen der weltlichen Macht, es zeigt sich im Parteinwesen, es zeigt sich tausendfach im Treiben der Bureaucratie wie im Verhalten der Arbeitgeber gegen die Arbeiter. Innocenz III. hatte nicht genug an seinen romanischen und germanischen Staaten: auch die slavischen sollten dem Krummschab unterworfen werden. In Rußland wurde das griechische Christentum durch Vladimir I. 987 zur Staatsreligion erhoben. Um 1200 herrschte der tapfere aber grausame Roman Fürst von Wolhynien, den die wolhynische Chronik den Großen und Autokraten von Rußland nennt. Sein Name war der Schrecken seiner Feinde. Rom und Konstantinopel buhlten um seine Freundschaft und eines Tages schickte Innocenz III. seine Gesandten zu ihm mit dem lödenden Versprechen, ihm Städte zu geben und ihn kraft des von Petrus empfangenen Schwerts zum König von Rußland zu machen, wenn er sich zur römisch-katholischen Kirche bekennen würde. Roman aber erhob sich stolz, streckte den Gesandten sein eigenes Schwert entgegen und rief: „Ist des Papstes Schwert ein solches? Nur mit dergleichen kann man Städte erobern und verdrängen; solange ich dieses an meiner Hüfte trage, brauche ich kein anderes und werde schon, wie meine Vorfahren, Rußland zu erweitern wissen.“ Diese Szene hat der Maler auf unserem Bilde sehr drastisch zur Darstellung gebracht.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

Noch einmal über Kältemischungen. Vor noch nicht langer Zeit, als man noch nicht auf physikalischem Wege mit Hilfe praktisch konstruierter Eismaschinen das billigste Eis herzustellen verstand, wurden chemischen Mischungen zur Erzeugung von Kälte weit mehr Beachtung geschenkt, als dies jetzt der Fall ist. Für gewisse Fälle können aber immerhin solche Kältemischungen von Vorteil sein, besonders wenn es sich darum handelt, höhere Kältegrade, weit unter dem Gefrierpunkt des Wassers, hervorzubringen. In jeder Brauerei sollte deshalb eine geeignete Kältemischung vorrätig gehalten werden, um im Momente des Gebrauches bei der Hand zu sein; es handelt sich nur darum, bei der großen Zahl dieser Kältemischungen die für den Brauer geeignetste herauszufinden. Es wird dies diejenige sein, welche zunächst weder direkt noch durch entwidelte Gase oder Dämpfe Metallgefäße anzugreifen oder durch letztere die Betriebsräume zu verunreinigen und Material zu schädigen vermag; diese Kältemischungen sind von vornherein schon aus geschlossen. Dabei soll dann die Benützung möglichst wenig kostspielig sich gestalten und das Material jederzeit durch Eindampfen wieder zu restituieren sein, so daß man also eigentlich ebenso wie bei den Eismaschinen durch Kohle oder Hitze die Kälte erzeugt. Ferner soll man auch keines Schnees oder gefrorenen Eises bedürfen, da dies die Umständlichkeit sehr vermehrt. Da man, wie bereits angedeutet, stets auf Wiedergewinnung der Kältemischung durch Eindampfung zu sehen hat, so darf diese keine solche sein, welche aus Salzen besteht, die sich bei der Lösung gegenseitig angreifen oder verändern, auch ist darauf zu achten, daß man der Kältemischung, um deren beste Ausnützung zu erzielen, möglichst wenig Wasser zuzusetzen nötig hat und somit auch dann wieder ein leichteres Eindampfen ermöglicht. Man ersieht daraus, daß, so viele Kältemischungen es auch geben mag, doch nicht sehr viele allen diesen Punkten entsprechen, und daß man, um das Rationellste zu treffen, wohl eine sorgfältige Auswahl treffen muß. Eben weil man früher diese letztere überjah oder es zu leicht nahm, hat man wenig praktisch günstige Erfahrungen mit den Kältemischungen machen können und ist nur zu rasch fast ganz von denselben abgekommen. Es ist offenbar für den Kostenpunkt nicht gleichgültig, ob man die Kältemischung nach dem Gebrauch als wertlos wegwerfen muß, oder ob man sie durch Eindampfen wieder neuerdings brauchbar machen kann, bei letzterem hinwieder nicht gleichgültig, ob man die Hälfte oder das Doppelte an Wasser zu verdampfen hat. Nach diesen Anhaltspunkten muß man sich also die rationellste Kältemischung für seinen Gebrauch auswählen und wird dann des besten Erfolges sicher sein können. Bei dem nach dem Gebrauche gelegentlich erfolgenden Eindampfen der Kältemischung ist auch darauf zu achten, daß dieselbe derart sei, daß sie nicht bloß möglichst wenig Wasser enthalte, sondern daß auch ihr Kochpunkt möglichst niedrig sei und auch insofern das Braumaterial geschont werden könne. Beispielsweise sind alle Kältemischungen, welche Chloralkalium enthalten, erst bei sehr hoher Temperatur, den höchsten einer Salzlösung überhaupt, zum Kochen zu bringen, insofern also nicht besonders geeignet und empfehlenswert, zumal seine richtige Ausnützung zur Kälterzeugung noch Schnee erfordert. Alle anderen Salzmischungen lassen sich bei geringerer Temperatur nicht bedeutend über den Kochpunkt des Wassers einkochen und sind deshalb weit empfehlenswerter. 1 Gewichtsteil Salz oder Salzmischung (d. h. nicht Kochsalz) und 1 Gewichtsteil Wasser ist in bezug auf erleichterte Eindampfung schon ein günstiges Verhältnis, aber es gibt auch Salzmischungen, welche auf 2 Gewichtsteile bloß 1 Gewichtsteil Wasser benötigen, und diese verdienen selbstverständlich den Vorzug und demnach dürfte wohl die Kältemischung, welche aus 1 Gewichtsteil salpetersaurem Ammoniak und 1 Teil Soda besteht und bloß 1 Teil Wasser erfordert, am vorteilhaftesten erscheinen. (Brauerzeit., "Gambrius".)

Manganfirnisse. Die Manganfirnisse werden unter Zuhilfenahme von Manganoxydul, Manganoxyd, ganz besonders aber mit Manganborat bereitet. Namentlich liefert das letztgenannte Präparat einen Firnis von so vorzüglichen Eigenschaften, daß es anderen zu gleichem Zwecke benützten Präparaten vorzuziehen ist. Manganborat-Firnis stellt man nach folgendem Verfahren dar: 2 Kilogr. vollkommen trockenes und eisenfreies weißes Manganborat, welches in ganz feines Mehl verwandelt ist, werden allmählich in 10 Kilogr. Leinöl eingerührt, das in einem passenden Gefäß erhitzt wird. Durch beständiges Rühren bewirkt man gleichmäßige Verteilung des Salzes in der Flüssigkeit und erhitzt so lange, bis das Öl eine Temperatur von etwa 200° angenommen hat. Es ist zu bemerken, daß nur völlig eisenfreies Manganborat einen schnell trocknenden Firnis liefert. Gleichzeitig bringt man in den Firnisfessel 1000 Kilogr. Leinöl, erhitzt dieses, bis es Blasen zu werfen beginnt, läßt die Mischung aus Leinöl und Manganborat in einem dünnen Strahl in den Kessel fließen, verstärkt das Feuer und läßt das Ganze bestig austrocknen. Nach etwa 20 Minuten langem Aufwallen beginnt man mit dem Ausschöpfen des fertigen Firnisses, den man noch heiß durch Baumwolle filtriert und sogleich verwenden kann. Holztafeln, welche in den noch heißen Firnis getaucht wurden, waren nach 16–18 Stunden mit einer vollkommen trockenen, glasartigen Firnissschicht überzogen. Nach angestellten Versuchen ergab sich, daß dem Manganborat die Eigenschaft zukommt, schon bei verhältnismäßig niedrigeren Temperaturen Leinöl in schnell trocknenden Firnis zu

verwandeln; es genügt hierzu eine Temperatur von 40°. Hängt man in eine etwa 10 Liter fassende Flasche mit Leinöl, die in einem mit Wasser gefüllten Topf steht, ein Leinensäckchen mit etwa 30 Gramm Manganborat und stellt das Ganze an einen warmen Ort, so ist nach 10–14 Tagen das Leinöl in rasch trocknenden Firnis verwandelt. (Der Metallarbeiter.)

Elektrisches Licht im Wasser. Ein recht interessantes Experiment wurde nach der „Z. f. d. elektr. Ausst.“ und dem „Mähr. G. B.“ auf dem Ausstellungsplatz der Maschinen von Ganz & Co. in der Nordgalerie der Wiener elektrischen Ausstellung gezeigt, ein Bogenlicht, welches unter Wasser brennt und leuchtet. Der untere Teil des Apparates mit den zwei Kohlenstäben ist in ein mit Wasser gefülltes Gasgefäß getaucht, während der Regulator aus demselben emporragt; sobald der Strom in die Kohlenstäbe geleitet wird, so entsteht zwischen denselben im Wasser der Lichtbogen, als ob die Stäbe sich in atmosphärischer Luft befänden, allerdings nicht mit der gleichen Intensität und Beständigkeit des Lichtes. Das Wasser, in welchem sich die Kohlenstäbe befinden, erwärmt sich nicht in dem Grade, als man glauben würde, da die Wärme, welche von den Stäben ausstrahlt, zwar von großer Intensität, aber von geringer Menge ist. In dem Wasser sieht man auch die chemische Arbeit, welche der Strom bewirkt, indem die gasförmigen Bestandteile des durch den Strom zeretzten Wassers in brodelnden Blasen emporsteigen, so daß es den Eindruck macht, als ob das Wasser kochte, was aber, wie gesagt, nicht der Fall ist. Man sieht ferner, daß die Kohle nicht wirklich verbrennt, denn was von den Kohlenstäben verzehrt wird, lagert sich in Staubform am Boden des Gefäßes ab. Mit diesem Experiment wird demonstriert, daß das Bogenlicht die atmosphärische Luft nicht nötig hat; vielleicht ließe sich das Experiment praktisch zur Beleuchtung unter Wasser befindlicher Bauobjekte und dergleichen verwerten.

Neues Licht. A. v. Chotinsky in St. Petersburg benutzte eine sinnreich abgeänderte Form des Drumond'schen Kalklichtes zu einem eigentümlichen Lichte, indem ein unsmelzbares Prisma oder ein Stift aus einer Magnesiakomposition in einem Strom von Sauerstoff und Leuchtgas unter niedrigem Druck zum Glühen gebracht wird. Die Brenner und Prismen werden in verschiedenen Größen und Formen von 25 bis 300 Normalkerzenstärke fabriziert. Derartige Lampen werden in geschlossenen Glasglocken aufgestellt und sollen ein sehr weißes Licht geben, welches die Farben auch Abends deutlich unterscheiden läßt. Die Erzeugung von Sauerstoff ist dazu natürlich notwendig. Dem reinen Gaslicht und der elektrischen Glühlampe wäre damit eine Konkurrenz geschaffen.

Tier- und Pflanzenkunde.

Der Maifäher. Wenn der warme Mai ihn aus seinem dunkeln Lager herausgebracht hat, benagt er das junge Laub unserer Bäume, und nachdem er innerhalb 14 Tagen verschiedene Bekanntschaften gemacht, beginnt die Kopulation, die sich oft bis Ende Juni hinzieht. Das Weibchen bohrt, wenn das Wetter günstig, nach einigen Tagen 1–3 Löcher in die Erde, legt etwa in Summa 30 Eier hinein und hat den Zweck seines Daseins, Ernährung und Fortpflanzung, erfüllt. Nach 4–6 Wochen kriecht aus jedem Eichen, wenn die Umstände günstig sind, ein wurmartiges Tierchen mit sechs Beinen und kräftigen Klawenwerkzeugen, der Engerling. Art läßt sich nicht von Art; wie der Maifäher, kennt auch er kein Maß bei seinen Wahlzeiten, nur muß er sich dieselbe erst durch mühevollen Arbeit erringen. Sind aber Lebensmittel vorhanden, man kann's ihm nicht verdenken, dann macht er sich bequem, legt sich auf den Rücken, läßt den frischen Saft der weichen Wurzel durch seine Kiemenbaden fließen und hört damit nicht eher auf, bis ihn die Not auf neue Suche treibt. Nun geht's ihm aber gerade wie dem Menschen; mancher ist vorsichtig bei der Wahl seiner Eltern, mancher nicht. Hat der Käfer aus Leichtsin, Not oder Unerfahrenheit seinen Nachkommen ein mageres Feld mit wenigen und harten Wurzeln gewählt, so ist die Arbeit sauer und die Kost mager. Da hält es schwer, auf einen grünen Zweig zu kommen, und während die reichen Verwandten auf einem weichen Zuderrücken sich gütlich tun und wachsen und gedeihen, daß es ihnen leicht wird, schon im ersten Jahre ihr Kleid abzuwerfen und sich ein neues, jedoch genau nach altem Muster, nur etwas größer, anzuziehen, ist es den armen Bettlern im steinigen Lande oft kaum möglich, im zweiten Jahre zu wechseln, wodurch sie ein Jahr in ihrer Entwicklung aufgehalten werden. Kommt der Winter in's Land, geht's tiefer in die Erde zum Schlaf. Gelinde Witterung reizt jedoch die Fresslust wieder und manches Keimchen unter dem bergenden Schnee sieht den Frühling nicht mehr. Dieses Leben führt der Engerling, das Geburtsjahr eingerechnet, 3–4 Jahre und ist abhängig von der Witterung und Nahrung. Hat er sich Jahre hindurch redlich gequält, wird er müde und verpuppt sich. Das alte Kleid wird abgelegt und in die Erde gestellt. Das neue ist nach ganz anderem Muster gearbeitet, ähnlich dem der Schmetterlingspuppe. Ei, sieh' doch, wie eitel das gefräßige Tier werden kann! Im Juli oder August, wenn du zufällig einmal einem Hamstergräber bei seiner Arbeit zusiehst, ist es dir vielleicht vergönnt, eine solche Puppe zu bekommen, (sie liegen meist tiefer, als der Flug geht) betrachte sie genau, Aus dieser Puppe entwickelt sich im September oder Oktober der Käfer für das folgende Jahr. Was

ist nun gegen den gefährlichen Käfer und seine gefährliche Brut zu tun? Lieb ist er niemanden, und wenn die Kinder sich auch über ein gefangenes Mülckerlein mit weißlichem Rode freuen, ist er dem Landmanne doch ein häßliches Ding. Mittel, ihn zu vertilgen, giebt es gar viele, aber es ist mit ihm wie mit anderen Landplagen: sind sie einmal da, gewöhnt man sich daran. Man schreibt über die Neblaus, den Dorkenkäfer, den Kartoffelkäfer, man zieht gegen sie zu Felde mit Feuer und Schwert, und Maikäfer und Erdflöhe, so wie viele andere schädliche Gase, gehen frei aus. Die Polizeiverwaltungen zwingen dich, und das mit Recht, die Raupennester von deinen Bäumen zu schaffen; warum zwingen sie dich nicht, die Maikäfer zu vertilgen? Wäre es ungerecht? Außerdem kommt dir beim Vertilgen der lästigen Käfer so manches zu Hilfe. Da sind erstens unsere Spazzen und Krähen, dann die Staare, Bürger, Falken, Spechte u. a., und wenn du am Abend zur Ruhe gehst, kommt die Eule, die Krähe und der Maulwurf. Boit der Tätigkeit der ersten haben wir hinlänglich Beweise, mit dem letzteren kannst du einmal den Versuch anstellen. Wenn du ein Weizen- oder Roggenfeld hast, das Reibe bei Reibe verweilt, und du untersuchst die schadhafte Stelle, dann wirst du die Ursache bald finden: es sind Würmer. Hast du Gelegenheit, fange einen Maulwurf, lasse ihn sich an der ärgerlichen Stelle eingraben und gehe fort. Nach einigen Tagen hat er dem Treiben der Würmer ein Ende gemacht. Reibe bei Reibe, auf und nieder grub er, verzehrte die Würmer, und dein Weizen ist frei. Siehe, so hat die Natur mit ihrem unendlichen Leben und Schaffen dir manches gegeben, das dir nicht lieb; doch suche sie nur in ihrer Tätigkeit zu belauschen, dann wirst du auch finden, daß sie dir überall lieblich die Hand bietet bei der Besserung deines Daseins.

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Die Produkte Ecuadors und ihr Export. (Von Emil Marburg.)

Eines der fruchtbarsten Länder Südamerikas ist das direkt unter dem Aequator gelegene, herrlich bewässerte Ecuador. In dem heißen feuchten Tieflande erzeugt die Natur alles, was die Tropen nur immer hervorbringen können, während auf den Hochplateaus die europäischen Getreidearten und Feldfrüchte ebensovoll wie in ihrer Heimat gedeihen. Daß das Land sich trotzdem nicht für deutsche Auswanderung eignet, hat andere Gründe, die ich weiter unten angeben werde. — Der Export dieses Staates würde außerordentlich umfangreich sein, wenn die Bevölkerung eine zivilisiertere und regsamere wäre, und die Ruhe des Landes nicht durch fortwährende Revolutionen und Pronunciamentos ehrgeiziger Generale gefährdet würde. Seit dem Tode des Präsidenten Garcia Moreno hat Ecuador keine ruhigen Tage gesehen; erst Ende Januar d. J. ist eine neue Revolution gegen den mit unerhörter Grausamkeit herrschenden Diktator, General Veintemilla, ausgebrochen.

Im ganzen Lande gibt es höchsten 100 000 Einwohner rein kaukasischer Abstammung, welche meistens Handwerker, Kaufleute und Landeigentümer sind. Die Arbeiterklasse wird durch die farbige Bevölkerung vertreten; sie ist im allgemeinen gutmütig und genügsam, aber leider sehr dem Genuße des berausenden Agua ardiente und Chicha ergeben, weshalb sie auch ungezwungen selten arbeitet und deshalb arm bleibt.

Die gesammte Ausfuhr Ecuadors über Guayaquil, seinen Haupthafen, belief sich im Jahre 1880 auf 32 828 268 M., die Einfuhr auf ca. 30 Millionen. Der Außenhandel ist fast ganz in deutschen Händen. — Im Jahre 1879 liefen 226 Schiffe von dem Gesamtgehalt von 215 831 Tonnen, darunter 21 deutsche mit 6566 Tonnen an.

Der Hauptexportartikel ist und bleibt der Kakao, von dem 1880 15 876 938 kg produziert wurden, im Werte von 22 934 408 M. Ich will deshalb auch die Kakaokultur in Ecuador etwas ausgebehnter besprechen.

Der Kakaobaum verlangt zum Gedeihen einen schattigen feucht-warmen Boden, weshalb sich auch die Küstenstriche und das Waldland an den Ufern der Flüsse vortrefflich für eine Kakaopflanzung eignen. — In den ersten drei Jahren verlangt die junge Pflanze viel Pflege und Sorgfalt, weil dann das Unkraut fern gehalten und sie besonders vor einer gefährlichen, großen Schlingpflanze geschützt werden muß. Bis der junge Baum selbst ein so großes Laubdach hat, sich zu beschatten, müssen die kleineren Bäume in der Nähe stehen bleiben und erst später dürfen sie entfernt werden. Im vierten Jahre liefert der Baum schon eine volle Ernte. Es gibt zwei Arten von Kakao, den weißen und den dunkelbraunen. Der weiße steht höher im Preise. Um Guayaquil trifft man die geringste Sorte, in der Nähe von Esmeraldas schon eine bessere, aber der gewürzreichste wächst am Pailon, südlich von der kolumbischen Grenze.

Ein zweiter Hauptexportartikel sind Steinnüsse. Der Wert ihrer Ausfuhr betrug im Jahre 1880 ca. 4 Millionen Mark. Die Nüsse wachsen am Stamm, dicht unter der Krone, der Regrito-Palme heraus. Ist die Nuz noch unreif, so ist der Kern dünnflüssig, später verdickt er sich und verhärtet sich dann immer mehr und mehr, bis er so hart wie Esfenbein ist. In Europa kommt die Steinnuz unter dem Namen vegetabilisches Esfenbein in den Handel und wird zu Knöpfen, Schachfiguren, Billardkugeln und verschiedenen Spielereien verarbeitet. — In Ecuador besonders ist der Chinabaum heimisch, dessen Rinde

als äußerst wichtiger, officineller Artikel nach der ganzen Welt ausgeführt wird. Die beste wird bei Loja gewonnen. Im Jahre 1879 wurde für 2,76 Millionen Mark exportirt. Es wird im Lande auch ein ganz vortrefflicher Kaffee gebaut, und besonders um Ibarra herum gibt es ausgezeichnete Sorten.

Zuckerrohr wird in allen Provinzen gepflanzt, aber fast nur zur Bereitung einer schlechten Sorte von Agua ardiente verwendet, aus welchem auch durch Komposition der Aniado und der Guarapo, zwei andere Branntweine, gewonnen werden. Guter Zucker wird sehr wenig bereitet, nur Syrup wird öfter eingekocht.

Ein ferneres Produkt ist der Tabak. Der vortrefflichste wächst bei Esmeraldas, der an Güte dem Ambalema gleichkommt. Bei Guayaquil trifft man eine schwerere Sorte von sehr schöner Farbe, die viel exportirt wird.

Weniger Sorge verwendet man auf Indigo, Vanille und Baumwolle, obgleich alle drei vortrefflich hier gedeihen, aber die Ecuadorianer scheinen keine rechte Freude am Anbau dieser Artikel zu haben.

Ein wichtiges Produkt hingegen ist der Kautschuk. Wenn man die Gummi-elastikum-Bäume schonen will, bohrt man sie nur an, läßt die Gummimilch ablaufen und den Baum dann neue Kraft sammeln. Viele begnügen sich aber damit nicht, sondern verlangen eine größere Quantität Milch und fällen den Baum, wodurch viel Schaden entsteht. An Güte steht der Gummi Ecuadors den andern Sorten nach, weil er eine starke Säure besitzt, die vor der Benutzung entfernt werden muß und nicht selten die Säde, in die er verpackt ist, durchfrisst. Von den Eingeborenen wird der Gummi auch geknetet und in Formen von Stangen zu Fackeln benutzt, die sehr lange und hell brennen.

In Ecuador werden außerordentlich feine, sogenannte Panamahüte verfertigt, über deren Herstellung ich einige Worte sagen will:

Es wächst hier die Guynul- oder Mocarra-Palme, aus deren Blättern die Hüte geflochten werden. Leider reicht aber ein Baum immer nur zu ca. drei Hüten aus, da man nur die ganz jungen Blätter verwenden kann. Dazu wird die Palme gefällt, die Blätter weilt und dadurch biegsam gemacht und dann gespalten. Die Hüte stehen sehr hoch im Preise, oft bis 200 Mark, weil die Eingeborenen äußerst langsam arbeiten und zu einem Hut, bei einer täglichen Arbeitszeit von einer Stunde, vier bis fünf Monate brauchen.

Ecuador ist auch die Heimat der wertvollsten Hart- und Farbhölzer. Die geschätztesten sind: 1) Guacacan, einer der edelsten Bäume; 2) Biquarri, welcher eine außerordentliche Härte besitzt: in der Erde wird dies Holz fast wie Stein; 3) Marekende, Chanul, Noble, Sahu und eine große Anzahl anderer, welche sämtlich schon zum Export verwandt werden. — Es kommt hier auch eine Art von Mahagonibaum vor, der in der Güte dem brasilianischen nicht viel nachsteht.

Alles bisher besprochene gehörte fast ausschließlich der Tropenwelt an und fand hauptsächlich in den flachen Küstenniederungen sein Gedeihen; besuchen wir nun einmal das Hochland, von dem es heißt, daß dort ewiger Frühling herrsche. Hier finden wir vor allem unsere heimische Kartoffel, den Weizen, Mais, Bohnen und Erbsen. Die besten Kartoffeln gibt es in der Umgegend von Quito, nächst dem bei Ibarra.

Sehr wenig wird der Weinbau betrieben, und gerade hierfür passen einige Provinzen ganz ausgezeichnet. Früher wurden einmal in Ecuador alle Reben ausgerottet, damit das benachbarte Peru das Wein-Monopol hätte. Es lag auch gar nichts allzu Unsinniges in dem Geze, denn während Ecuador noch mannigfache Produkte lieferte, war Peru allein auf den Weinbau angewiesen. Noch weniger beschäftigt man sich mit der Bierbrauerei, obgleich das Land vortreffliche Gerste zieht. Die Ecuadorianer sagen, es sei kein guter Hopfen zu bekommen. Inwiefern dies richtig ist, will ich dahingestellt sein lassen, jedenfalls wäre das notwendige Malz dazu im Ueberflusse zu erlangen.

Wir haben gesehen, daß das Land reich genug an Ausfuhrartikeln ist, und daß es mit jedem andern Staate Südamerikas nach Verhältnis in den Export konkurrenzieren könnte, wenn eben die Bevölkerung nicht zu indolent wäre und die Verkehrsmittel in besserem Zustande wären. Ecuador gehört allerdings dem Weltpostverein an, verfügt aber über nicht zu viel Postämter und Telegraphenlinien. Außer der von Garcia Moreno erbauten Straße Quito-Guayaquil bestehen nur kürzere feste Wege. Eisenbahnen gibt es 122 km. Eine schmalspurige Strecke von Pueblo Nuevo, östlich von Guayaquil, bis zum Rio Chimbo.

Ehe das von Schulden überlastete Land, wie schon oben erwähnt, nicht innerlich zur Ruhe kommt und von einer einsichtsvollen Regierung wie z. B. Chili und Argentinien, beherrscht wird, wird auch der Handel nie einen großartigen Umfang annehmen. (Aus allen Weltteilen.)

Literarische Umschau.

Ekhart Warners Briefe moderner Dunkelmänner.

Besprochen von Dr. S. Bräutigam.

Wort: Ins saule Fleisch einen tiefen Schnitt.

„O Jahrhundert! die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!“ ruft Ulrich Hutten, der Feuergeist, der am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unermüdet gegen die Schäden seiner Zeit kämpfte. Ein Drang nach Freiheit namentlich im kirchlichen Sinne

ging damals durch alle Schichten des deutschen Volkes, und mit Freuden wurden sowohl die volkstümlichen als auch die gelehrten Schriften begrüßt, die die Entartung der Kirche, die Entfittlichung des geistlichen Standes geißelten. Unter all' den literarischen Erscheinungen aus dieser Zeit stehen weit in erster Reihe die epistolae obscurorum virorum, d. h. Briefe der dunkeln (unbekannten) Männer, oder wie man sagt: Briefe der Dunkelmänner, an deren Abfassung verschiedene Gelehrte, aber namentlich Crotus Rufianus u. Ulrich Hutten gearbeitet haben. In ihnen stellen Anhänger des alten mittelalterlichen Systems das Leben und Treiben der Pfaffen und Professoren dar. Die geistlose, öde Wissenschaft jener Männer, ihre Kriecherei vor den Oberen, ihre Faulheit, Unzucht und Böllerei, ihr Dünkel, ihre Bornirtheit werden der Wirklichkeit nachgezeichnet. Die Absicht der Briefe, dem schon in der öffentlichen Meinung gesunkenen Mönchs- und Priesterstande eine Niederlage zu bereiten, wurde vollständig erreicht. Und als der Papst die Schriften verdamnte, begann man erst recht, sie zu lesen und nachzuahmen. — Unser Zeitalter hat viel Aehnlichkeit mit den Jahren, die der Reformation vorangingen. Wer zählt all' die literarischen Leistungen aus der Gegenwart, welche anstürmen gegen die Vorkämpfer der Priesterherrschaft, des religiösen Zwanges, des Wunderglaubens? Auch bei uns erwachen die Geister, wenn wir auch noch nicht sagen dürfen, daß es eine Lust sei zu leben. Ein erfreuliches Zeichen aber ist es, daß schon die Waffen der Satyre gegen unsere „Dunkelmänner“ geschwungen werden, um sie dem Spotte preiszugeben. Vor kurzem erschien unter obigem Titel ein Buch, das in dieser Beziehung von großer Wirkung sein und sich sicher aus der Hochflut des heiligen Büchermarktes in die fernste Zukunft retten wird. Der Verfasser soll ein freisinniger Pfarrer Norddeutschlands sein. Jedenfalls kennt er ganz genau den „Kummel“, der im orthodoxen Lager verübt wird. Mit großer Gewandtheit, mit köstlichem Humor und beißendem Witz gibt er die feinsten Schilderungen, ja wahre Photographien der modernen Dunkelmänner, wie auch wir kurz all' die Reaktionen auf religiösem Gebiete nennen wollen. Die verschiedensten Personen aus der Schaar der lichtscheuen Gestalten werden uns vorgeführt. Wir lernen einen gläubigen reichen Kaufmann kennen, der sich mit seinen Familienangehörigen zu den Kindern Gottes rechnet, aber nichtsdestoweniger Jahr aus, Jahr ein in seiner Habgier Gözenbilder für China fabrizirt; ferner seinen Sohn, dem als junger Theologe die neuere Wissenschaft ein Grauel ist, während er als Endziel seines Strebens nur eine fette Priesterküche kennt. Dem Leben entnommen sind auch die Gestalten der gläubigen Pfarrer Frohsch und Alglatt, von denen der letztere durch allerhand in sittlicher Beziehung mehr als bedenkliche Mittel als königl. preussischer Superintendent gegen den Unglauben in seiner Pfarre ankämpft. Seine Scheinheiligkeit, seine auf den äußeren Effekt berechnete Frömmigkeit, sein Komödiantentum bei der Predigt, sein Haß gegen die liberalen Protestantenvereiner, seine Habschier, seine lächerliche Eucht nach dem Umgange mit Adligen sind meisterhaft geschildert. Aus einem Schreiben eines Dorfschullehrers lernen wir das ergötzliche Treiben auf einem Missionsfeste kennen. Auch ein Staatssozialist, ein ehemaliger Sozialdemokrat, der zu den Christlich-konservativen übergegangen ist, tritt auf und gibt uns seine Ansichten zum besten. Gerade dieser Brief ist ein Meisterwerk in der ganzen Sammlung. E. Warner läßt ihn u. a. schreiben: „Aber wir freien Jesuiten sind ganz anders an und völler richtiger, mit hoher obrigkeitliche Bewilligung und mit den jöttlichen Beistand des heiligen Geistes und unsern hochwürdigen königlichen Preussischen Oberstehopprediger Steder. Der Mann hat mir belehrt und hat mir meine Seele jerettet wie einen Brand aus dem Feuer. Det hat er mir selber gesagt, dann muß et doch wahr sin, denn der Mann lügt nich, der kann nich lügen, der sagt die Wahrheit, wenn sie och die reichen Zeismagen nich jefällt. Den Mann mußte kennen lernen, Bruder Kindfleisch, denn weichte erst wat wafres Christentum is und wat et zu bedeuten hat. Dat steht schon ganz klar in die Apotielgeschichte, id floobe im zweeten Kapiddel, det die ersten Apostel und Urchristen keen Privateigentum nich jehabt haben, die villmehr hatten sie allens jemeinsam und keener durste sagen von seine Jiter: Det is mein. Siehite, lieber Bruder, so muß et kommen, von oben runter muß et kommen, det is een ungeheires Verdienst von unsern Steder, daß er diese Wahrheit wieder auf die Beene gebracht hat. Id sage dir, du mußst ihm mal reden hören, denn kannte erst sagen, dat du wat erlebt hast. Een neier Luter soll er sind? Ach wat Unjinn! Id sage dir, Luter is jar nicht jejen ihm, Luter und Steder wie kann man die beiden nu wohl verjleichen, Luter is ja det reine Kaff jejen Steder. Wenn se noch sagten: Een neier Heiland, det siehe id mir noch eher jefallen; der Mann konnte et wirklich werden, wenn er man wollte, er is man blos zu bescheiden dazu, seine christliche Demut is eben so jroß, wie seine Wahrheitsliebe, et is wirklich schade drum.“ — Wirkt dieser Brief recht erheitend, so möchte man vor Jörn erglänen, wenn man das Gutachten des Präsidenten „Dusterling“ liest, welches weiter nichts bezweckt, als dem Monarchen den Nachweis zu erbringen, daß religiöse Toleranz der gefährlichste Feind des Staates sei. Man sagt sich sofort, dieses Gutachten ist nicht erfunden, so denken und schreiben die hunderte derjenigen höheren Beamten, denen Junkerherrschaft und Priesterstand die göttliche Ordnung im Staate ausmachen. — Ich gestehe, daß ich schon manches „starke Stück“ von unseren evangelischen Priestern gewohnt bin, aber auch ich würde manches in den Briefen moderner Dunkelmänner für erfunden halten, wenn der Verfasser nicht die fast unglaublich erschein-

nenden Tatsachen, die er von seinen Leuten erzählen läßt, durch besondere Anmerkungen bewiese. Auf einer evangelischen Missionsversammlung ist wirklich der Vorschlag mit Entzücken aufgenommen worden, für die Heiden nach Nummern zu beten. Ein Superintendent hat tatsächlich auf der Kanzel gesagt, daß über den Verdamnten am Eingang zur Hölle ein, zwei, drei Duzend Teufel mit glühenden Eisenstangen herfallen mit dem Geschrei: „haut ihn! haut ihn!“ u. s. w.

Seine große Gewandtheit und seine satyrische Kraft beweist Edart Warner auch dadurch, daß er gleich selbst seinen Briefen eine Reihe von Rezensionen hinzufügt, welche er einer gewissen frommen Partei zur Verfügung stellt. Der „Reichsbote“, die Kreuzzeitung u. s. w. brauchen diese nur abzudrucken. — Mancher Leser der „Neuen Welt“ wird wohl sagen: Was sollen wir mit einem Buche, das das Leben und Treiben orthodoxer Priester geißelt, die wir zurgenüge kennen? Ich bemerke darauf: Hier handelt es sich um mehr, hier in den Briefen moderner Dunkelmänner erhalten wir eine treue und geistreiche Illustration zur heutigen Kultur- und Sittengeschichte, die für jeden, mag er einer Partei angehören, welcher er will, von hohem Interesse sein muß.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservirung des Fleisches.

II.

C. Konservirung des Fleisches durch Ausschluß der atmosphärischen Luft.

Handelt es sich darum, Fleisch mit Gelatine zu konserviren, so durchdringt man jedes Stück mit einem Messingdrat und bildet damit eine Schlinge zum Aufhängen. Alsdann befreit man das Fleisch von allem oberflächlich gelagerten Fett. Jetzt kocht man Gelatine mit Wasser zu einer ziemlich dicken Lösung und läßt diese auf 60° C. abkühlen. Alsdann versenkt man das Fleisch in die Leimlösung und läßt es darin eine Minute lang. Nach dem Herausnehmen hängt man das Fleisch an Stangen auf, setzt Gefäße zum Auffangen des abtropfenden Leims unter und läßt den neu gebildeten Ueberzug erstarren. Alsdann untersucht man jedes Fleischstück darauf, ob der Ueberzug auch vollständig gelungen sei und hilft nöthigenfalls durch Bepinseln der mangelhaften Stellen nach. Die so präparirten Fleischstücke werden an einem kühlen, zugigen Orte aufgehängt: beim Versenden werden sie mit Sägespänen in Kisten verpackt. In analoger Weise verfährt man, wenn das frische Fleisch mit anderweitigen Stoffen überzogen werden soll. Man experimentirte mit Paraffin, Collobium, Wasserglas, Talg, Melasse, Glycerin, Holzohle u. s. w. Nur über das Paraffin möchte ich noch einige Worte verlieren. — Man wählt mageres, frisches Fleisch aus und entfernt das etwa noch vorhandene oberflächliche Fett, befreit das Fleisch mit einer Auflösung von Salicylsäure und taucht es mit einer Schlinge an einer Stange befestigt in geschmolzenes auf 60° C. erhitztes Paraffin und hält es darin so lange, bis keine Wasserdämpfe mehr entweichen. Man kann dies daran abnehmen, daß das beim Eintauchen eintretende prasselnde Geräusch allmählich nachläßt und endlich ganz aufhört. Der beim ersten Eintauchen entstandene Ueberzug ist zu dünn, um genügenden Schutz bieten zu können. Man taucht deshalb das Fleischstück nach vollständigem Erkalten zum zweitenmal in ein Paraffinbad, das aber weniger hoch temperirt ist. Der mittlere Schmelzpunkt der aus der sächsischen Braunkohle gewonnenen Paraffinarten liegt bei circa 50° C., man erhitzt also jetzt bis etwa 60° C. Statt der Salicylsäure kann man auch eine schwache Salzlösung gebrauchen. Gr a n h o l m war wohl der erste, der den Talgüberzug beim Fleisch zur Konservirung verwendete. T a l l e r m a n in Melbourne benutzte das Ueberziehen mit Talg für den Transport des Fleisches aus Australien nach Europa, also für den Großhandel. Er tauchte die frischen Fleischstücke einige Minuten lang in geschmolzenen Talg, packte sie dann sofort in trockene Fässer und übergieß sie darin mit geschmolzenem Talg. L e t h e b y in London fand Proben des so präparirten australischen Fleisches sehr gut. — Vorteilhafter möchte es wohl sein, das Fleisch erst nach dem Kochen in den geschmolzenen Talg zu tauchen. Während des Krimkrieges wurden in Frankreich die Keulen kleiner Vögel (Gänse u. s. w.) so präparirt und in die Krim geschickt. Sie fanden dort den größten Beifall. Das Verfahren von A p p e r t ist wohl das älteste von allen, bei welchem die Luft ausgeschlossen wird. Es wurde im Jahre 1809 entdeckt und 1810 von der französischen Regierung mit dem Preise von 12000 Fres. prämiirt. Es bildet die Grundlage der Konservirung sowohl für Fleisch als für andere Nahrungsmittel. Das A p p e r t'sche Verfahren ist folgendes: Das Fleisch wird kurze Zeit gekocht und dann in feste Glasflaschen gebracht; nachdem letztere fast ganz mit angefüllt sind, werden sie verkorkt und demnächst für einige Zeit in ein kochendes Wasserbad gesetzt, worauf endlich vermittelst Pech der Kork luftdicht verschlossen wird. Gay-Lussac erklärt die Wirksamkeit dieser Prozedur dadurch, daß der Sauerstoff der atmosphärischen Luft sich unter der Einwirkung der hohen Temperatur mit einem der Bestandtheile des Fleisches verbindet, so daß von der Luft nur der unschädliche Stickstoff übrig bleibt. Im Sinne der Pasteur'schen Lehre hat man wohl anzunehmen, daß die Hitze die in der Luft enthaltenen Pilzkeime zerstört.

Das Appert'sche Verfahren wurde im Laufe der Zeit vielfach abgeändert, ohne daß deshalb das Prinzip verlassen wurde. Hierher gehört das Fastier'sche Verfahren. Bei demselben ist das Wasserbad durch eine Salzlösung ersetzt, wodurch der Siedepunkt bis auf 110° C. erhöht wird. Das Fleisch befindet sich in Büchsen, die aus bestem verzinnem Eisenblech gefertigt sind; die aufzulösenden Dedel besitzen je ein feines Loch, so daß die atmosphärische Luft beim Kochen des Inhalts untlücht entweichen kann. Durch schließliche Zulöschung dieser Oeffnung wird dem Wiedereintritt der atmosphärischen Luft entschieden vorgebeugt. Foussagrives lobt die Fastier'schen Konserven sehr und stellt sie nach seinen Erfahrungen, wie nach den Aussprüchen von Seeoffizieren und Soldaten, weit über die Appert'schen.

Bei dem Angilbert'schen Verfahren wird die atmosphärische Luft aus den Büchsen mittelst Wasserdampf ausgetrieben. Die Methode wird seit dem Jahre 1823 geübt, wurde aber im Laufe der Zeit zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht. Im großartigsten Maßstabe wird die Methode jetzt in Australien für die Präservierung des Fleisches verwertet. Das in den australischen Fabriken beliebte Verfahren beruht auf dem s. g. Chlorcalcium-Prozess. Die rohen, knochenfreien Fleischstücke werden in Mengen von 1—4 Kil. unter Zusatz von etwas Wasser in Blechbüchsen gebracht; letztere werden zugulötet; jeder Dedel wird mit einer feinen Oeffnung versehen. Alsdann werden die Büchsen in eine Chlorcalciumlösung gesetzt und darin bei einer Temperatur von 100 — 110° C. 4 Stunden lang gehalten. Durch diese Prozedur wird sowohl das Wasser wie die atmosphärische Luft aus den Büchsen durch die feinen Oeffnungen getrieben. Ist dies genügend geschehen, so werden die Oeffnungen der Dedel der Büchsen sorgfältig zugulötet. Die Büchsen läßt man aber noch immer eine Stunde im heißen Bade. Schließlich werden die Büchsen zum Abkühlen hingestellt, mit Oelfarbe überstrichen und noch einige Tage beobachtet, um zuzusehen, ob keine Fehler bei der Konservierung geschehen sind. Säulnisaase, wenn sie gebildet werden, bemerkt man leicht.

Der in den schottischen Konservfabriken übliche s. g. Aberdeen-Prozess hat einiges Abweichende. Dabei werden die mit Fleisch gefüllten Büchsen sofort ganz luftdicht verschlossen, alsdann in eine kochende Salzlösung gestellt und darin 2—3 Stunden gelassen, worauf sie aus dem Salzwasserbade entfernt werden. Die Lösung wird alsdann an einer kleinen Stelle geöffnet, so daß Wasserdampf und Luft entweichen können, und nun wird sofort wieder zugulötet. Die Büchsen werden dann aufs Neue wieder 2—3 Stunden in das Bad gebracht, wiederum geöffnet und wieder verlötet. Selbst zum drittenmal wird dies alles durchgeführt. Endlich werden die Büchsen der Kälte ausgesetzt, sodann in gewöhnlicher Weise bemalt und in einem heißen Zimmer auf ihre Brauchbarkeit geprüft. — Die Fleischkonserven, die mit Hilfe dieses Verfahrens hergestellt sind, halten sich außerordentlich lange und vortreflich. Da nur das beste Fleisch zu ihrer Bereitung verwendet wird, so ist ihr Nährwert sehr hoch anzuschlagen. Nur eine begründete Ausstellung ist gegen sie zu machen: Das Fleisch befindet sich infolge der hohen Temperatur, welcher es stundenlang ausgesetzt wird, in einem überkochten Zustand, ist faserig und mürber schmackhaft, so daß sein Genuß auf die Dauer Widerwillen erregt. Diesen Uebelständen hat man in verschiedener Weise abzuhelfen versucht, namentlich durch Vermeidung des zu langen Kochens bei sehr hoher Temperatur. Richard Jones kombinierte das Auskochen der Luft mit dem Auspumpen derselben. Durch eine im Dedel der Büchse angebrachte Röhre wird der Inhalt der ersteren mit einem Vacuum in Verbindung gesetzt; man entfernt so einen Teil der Luft, der Rest wird durch kurzes Kochen völlig ausgetrieben. Mc Call brachte eine kleine Menge schwefelsauren Natrons, welches eine große Verwandtschaft zum Sauerstoff hat, in die Büchsen und kürzte dadurch die Dauer des Kochens ab.

Der Konservierung des Fleisches in Büchsen steht unzweifelhaft eine große Zukunft bevor. Man hat es schon dahin gebracht, das Fleisch aller eßbaren Säugetiere, aller Arten Geflügel, Fische, Krebse und selbst Muscheln so zu konservieren. Wie bequem es ist, über eine größere Zahl solcher Büchsen zu verfügen, weiß jeder, der unerwartete Gäste in größerer Zahl ohne Verzug zu bewirten hatte. Für Restaurationen und Gasthöfe sind diese Präparate unentbehrlich.

Süßeingemachte Kürbisse. Die Kürbisse werden geschält, von den Kernen gereinigt und in messerrückendide Stücke geschnitten. Darauf übergießt man sie mit gutem Essig, worin sie einige Stunden liegen bleiben. Dieser Essig wird alsdann abgeschüttet und mit Zucker (auf den Liter 1 Pfund), ganzem Zimmt und einigen Nelken gut abgekocht. Wenn dieser Saft eine halbe Stunde gekocht hat, werden die Schnitten hineingetan und darin aufkochen lassen. Darauf werden sie herausgenommen und in ein Sieb zum Abtropfen gebracht. Den Saft läßt

man aber noch etwas kochen und schüttet ihn dann siedend über die Kürbisse. Nach 2 Tagen schüttet man den Saft wieder ab, kocht ihn noch einmal auf, läßt ihn aber dann erkalten, ehe man ihn wieder über die Kürbisse schüttet. In gut verschlossenen Gefäßen aufbewahrt, halten sie sich sehr gut und bilden eine wirklich delikate und pikante Zuspitze zu Rindfleisch, Braten zc. Sauer werden Kürbisse ganz wie Gurken eingemacht.

Beim Fleischkochen wird häufig der Fehler gemacht, daß dasselbe vorher zu lange in Wasser gelegt wird, damit das Blut ausziehen soll; das geschieht nun allerdings, zugleich aber geht von der Oberfläche der kräftigste Bestandteil des Fleisches verloren. Statt dessen sollte man nichts weiter tun, als die etwa an der Oberfläche klebende Unreinigkeiten zu entfernen, und dazu genügt einfaches Abwaschen oder noch besser: Abbürsten. Aber das Fleisch auf dem Lande ist nicht immer ganz frisch, hat zuweilen schon Wildpretgeruch und dann muß man es doch wässern, wird manche Hausfrau sagen. Da läßt sich jedoch besser Rat schaffen. Man kochte nur einmal stark riechendes Fleisch mit Wasser und einigen frisch ausgeglühten Holzkohlenstücken, dabei bekommen Suppe und Fleisch den reinen Geschmack wieder. Ebenso geht es bei schon modrig gewordenen Fischen, wenn man sie mit Holzkohle kocht.

Alte beschmutzte Waischwämme zu reinigen. Ein neues, sehr gerühmtes Verfahren ist folgendes: Man wäscht sie zuerst in Seifenwasser gut aus, spült sie dann mit Wasser, bis sie vollkommen frei von Seife sind. Darauf legt man sie drei Minuten in eine schwache Auflösung von übermangansaurem Kali und wäscht sie wieder gut mit Wasser aus. Sie sind nunmehr vollkommen rein. Will man ihnen aber eine schöne hellgelbe Farbe geben, so legt man sie noch in eine starke Auflösung von Sauerleesalz (Oxalsäure).

Sprechsaal für jedermann.

Das in Nr. 16 der „Neuen Welt“ als neues Mittel gegen Zahnw e h mitgeteilte, von Herrn Prof. Jäger empfohlene Verfahren ist nicht neu, sondern schon sehr alt. Der ergebnis Unterzeichnete, jetzt 41 Jahre alt, gebrauchte dasselbe bereits im Jahre 1875 infolge großer Schmerzen, veranlaßt durch einen hohlen Zahn, auf Anraten eines alten Mannes mit gutem Erfolg, und hat seitdem niemals wieder Zahnweh gehabt und einen zweiten hohlen Zahn nicht bekommen. Auch hat mir der alte Mann damals Ursache und Wirkung des Verfahrens in derselben Weise erklärt, wie Herr Prof. Jäger angegeben. Joh. Karl Friedrich.

Rätjel.

Stehst du in mir und bin ich gut,
So sei getroßt und wohlgenut,
Begibst du dich mal in Gefahr,
So sei auf mir, daß dir kein Haar
Geträumet werde. Doch stell' und seg' dich nicht auf mich,
Wenn du für gutes Geld mich erworben,
Ein Schaden wär's ganz sicherlich,
Denn ich wär flugs total verdorben.

Rebus.



Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortsetzung.) — Bilder aus dem Schwarzwald. (Mit Illustrationen.) — Aus dem Familienleben der Vögel. Von Damian Gronen. — Aus dem Skavenlande. Von Spiridion Gopcevic. — Die Verhältnisse von Industrie und Handel in Deutschland während des Jahres 1882. Von Bruno Geiser. — Der Alchemist. (Fort.) — Poetische Aehrenlese: Ewige Jugend. Von Adolf Friedrich Graf v. Schaaf. — Unsere Illustrationen: Fürst Roman Galizki verweigert der Gesandtschaft des Papstes Innocenz III. die Annahme des latolischen Glaubens. — Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft: Noch einmal über Kältemischungen. — Mangonfirnisse. — Elektrisches Licht im Wasser. — Neues Licht. — Tier- und Pflanzenkunde: Der Maitäfer. — Beiträge zur Länder- und Völkertunde: Die Produkte Ecuador's und ihr Export. — Literarische Umschau: Edart Warner's Briefe moderner Dunkelmänner. — Besprochen von Dr. L. Bräutigam. — Für unsere Hausfrauen: Ueber die Konservierung des Fleisches. H. C. Konservierung des Fleisches durch Ausschluß der atmosphärischen Luft. — Süßeingemachte Kürbisse. — Beim Fleischkochen. — Alte Waischwämme zu reinigen. — Sprechsaal. — Rätjel. — Rebus. — Arztl. Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftl. Auskunft. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges.